

Anne Herrberg

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Kolumbien

vom 14. November 2009 bis 14. Februar 2010

„Die Friedensmacher“ – auf der Suche nach „Gerechtigkeit und Frieden“ in Kolumbien

Von Anne Herrberg

Kolumbien, vom 14. November 2009 bis 14. Februar 2010



Inhalt

1. Kontraste – Bogota	116
1.1 Das Licht auf 2.700 Metern Höhe	116
1.2 Die erste Nationalhymne	117
1.3 Bogotá Zapping	118
1.4 Auf der anderen Seite	119
1.5 Gegenverkehr	120
1.6 „This is why we choose to leave	121
1.7 Bogotá Mapping	123
1.8 Blockade der Hauptverkehrsader	125
1.9 Neuer Fahrplan ab den 1990ern	127
1.10 Endstation Caguán	128
1.11 Zentralfriedhof	129
1.12 „Ich dachte, bei mir wird nicht geklopft“	130
1.13 Auf den Fluren von „Gerechtigkeit und Frieden“	132
1.14 Frieden im Büro von Envigado	133
1.15 „Versöhnung? 21. Etage!“	135
1.16 5.000 CDs mit Wahrheit?	136
2. Land – Leben – Würde: Curvaradó und Jiguamiandó	137
2.1 Leben hinter Stacheldraht	137

2.2	Von Drachen und Spinnen	138
2.3	Vergessene Paradiese	140
2.4	Faule Blätter behindern das Wachstum	141
2.5	Mistkäfer bei der Morgenwäsche	142
2.6	Die Wurzeln des Mangobaums	143
2.7	Die Hand des Todes	145
2.8	„Wer ein Schwein hatte, schlachtete es“	147
2.9	Schlangen, Spinnen, Schlamm	147
2.10	„Samen des Friedens“	149
2.11	Don Enrique`s letzter Gang	150
2.12	Die Königin der Agrarpolitik	151
2.13	Wozu ersetzen, was da ist?	152
2.14	Ein Kommunalrat, zwei Kommunalräte	153
2.15	Vom Opfer zum Macher	154
2.16	Don Emilio wartet auf seinen Lohn	155
2.17	Umzingelt	157
2.18	Wer ist die andere Seite?	158
2.19	„Welch unglaubliche Verschwörung! Respekt!“	159
2.20	Curvaradó/Jiguamiandó – Remix	160
2.21	Was Google dazu sagt	162
3.	Der Tod – die Hoffnung – Medellín	162

3.1	Morocho betrinkt sich	163
3.2	Inge macht Theater	164
3.3	Knochenarbeit	165
3.4	„Die Jüngsten sind die Besten“	166
3.5	„Vom Tod zur Hoffnung“	168
3.6	Geboren in Medellín	169
3.7	„Wir sind kein Kanonenfutter“	171
3.8	Ohne Militärbuch? Verdächtig!	172
3.9	„Die Elite“ aus der 13	174
3.10	Kreuzfeuer in der 1	175
3.11	„Ich habe meine Mutter umgebracht“	179
3.12	Gesetze lernen mit Mördern	180
3.13	Bei Camilo auf dem Dorf	183
3.14	Die Welt geht unter	185
3.15	„Ob Müll Müll ist, ist Sache des Betrachters.“	186
3.16	Finale mit Feuerwerk	187
4.	Viele Stöcke, viele Worte, eine Waffe – Norte del Cauca	188
4.1	Ein Netz hat viele Fäden	189
4.2	In den Wäldern lernen	189
4.3	„La mata que mata – das Kraut, das tötet“	191
4.4	Die Erde befreien	193

4.5	„Kann man das so denken?“	195
4.6	Caminamos la palabra“	197
4.7	Regenbogen gegen Hochland-Einheiten	199
4.8	Das „große Haus“	200
4.9	Das andere Modell	202
4.10	„Tinterillo“ – der dem Anderen die Macht raubt“	203
4.11	Den Autoritätsstock umklammern	205
4.12	Unsere Zeit, unsere Schule	207
5.	Unschärfe	209
6.	Dank	209

Zu mir:

Ein dünnes Buch, schwarz-glänzend der Einband, in der Mitte explodiert ein Feuerwerk: „La virgen de los sicarios – Die Madonna der jungen Mörder“. Aus dem Regal gezogen, in der Dorfbücherei Kusterdingen, Süddeutschland, Mitte der 1990er. 14 war ich da und fasziniert, schockiert über Medellín/Kolumbien. Über die Geschichte einer Generation, die keine Zeit hatte, ihre Toten zu begraben. Ein Feuerwerk bedeutet, dass für Andere die Lichter ausgehen, Sylvester bedeutet, einen Tag mehr überlebt zu haben. 2009 sitze ich im Flugzeug, im Bus, im Taxi, nach Bogotá, nach Medellín, laut Medienberichten wieder erstrahlt zur „Stadt des Frühlings“. Nach Aufenthalt in Argentinien, Chile, Kuba und Venezuela bin ich zum ersten Mal in diesem Land, das nun sicherer geworden ist, in dem man reisen kann dank einer Politik, die sich „demokratische Sicherheit“ nennt und die nach Jahren der Gewalt einen Prozess für Gerechtigkeit und Frieden angestoßen hat. So heißt es. Ich bin jetzt doppelt so alt wie damals, Journalistin in Köln, arbeite für die Deutsche Welle, den WDR und andere Radiosender der ARD und versuche zu verstehen, was die Suche nach „Frieden und Gerechtigkeit“ in einer Gesellschaft bedeutet, die Schönheit und Grausamkeit oft nur durch einen Augenblick trennt. Und in der „Frieden und Gerechtigkeit“ ein Schlachtfeld der Definitionen ist, auf dem schon lange keine gemeinsame Sprache mehr gesprochen wird.

1. Kontraste – Bogotá

„Der Kontrast ist ein Unterscheidungsmerkmal für den Helligkeitsverlauf eines Bildes. Der Kontrastumfang oder die Dynamik beschreiben den Intensitätsunterschied zwischen dem hellsten und dunkelsten Punkt eines Bildes. Während das menschliche Auge den in der Natur auftretenden Kontrastumfang relativ meistert, stoßen wir bei dem Bemühen, das Gesehene festzuhalten, an teilweise ernüchternde Grenzen.“ (Kontrast, lat. contra „gegen“ und stare „stehen“).

1.1 Das Licht auf 2.700 Metern Höhe

Das Licht auf 2.700 Metern Höhe. Alles erscheint so klar, so scharf gezeichnet. Am Horizont Berge, die alles rahmen, alles definieren. Und dann wieder alles in Schatten tauchen, in Morgen, in Abend, in Norden, in Süden. Ich beginne im Norden von Bogotá und will vom Süden erzählen. Von den

Rändern einer Gesellschaft, die keine Mitte kennt und doch so viele Grauzonen hat. In der es alles gibt, doch kaum einen Moment der Stille zwischen sechs Uhr morgens und sechs Uhr abends, wenn die Nationalhymne auf allen nationalen Sendern abgenudelt wird und das Vaterland feiert. Ich bin auf der Suche nach Frieden in einem Land, das so einen Zustand vielleicht noch nie erlebt hat. Und ich merke ziemlich schnell, dass dieses Unterfangen eine Suche bleiben muss.

1.2 Die erste Nationalhymne

„Ihr seid die Tiger, aber bald werdet ihr die Schafe sein; heute versöhnt ihr euch mit den Leiden eurer wehrlosen Opfer, und bald, wenn das Vaterland ruft, sinkt ihr in den Schlamm, wie ihr es immer getan habt“ (Policarpa Salavarrieta, kolumbianische Revolutionärin zur Zeit der Unabhängigkeitskriege).

Die erste Nationalhymne höre ich im Auto von Emilia und Germán. „Und? Wie gefällt dir Kolumbien?“, fragt Germán und steuert das Auto von Emilia, die heute Pico y Placa hat, hupend durch das wuselnde Geschäftszentrum der Hauptstadt. Glitzernde Einkaufszentren, vollbesetzte Cafés, moderne Hochhäuser halb im Bau. Pico y Placa, das bedeutet, dass jeder Autobesitzer Tage zugeteilt bekommt, an denen er fahren darf. Oder eben nicht. Damit soll das überbordende Verkehrschaos Bogotás eingedämmt werden. Denn die Benutzung des öffentlichen Transportsystems erscheint nicht nur Emilia und Germán immer noch als ein ziemliches Harakiri-Unterfangen, auch wenn die Gefahr von Raubüberfällen in den Bussen, die Gefahr von Bomben, Entführungen und so weiter nun „dank unseres Präsidenten“ nicht mehr so akut ist. Germán bremst, an der Ampel stürzt sich ein Trupp Kaugummivverkäufer, Fensterpolierer, Jongleure auf uns. Einer streckt einen Pappzettel durchs Fenster: „Ich bin Vertriebener. Meine Kinder leiden Hunger“. Emilia kurbelt das Fenster hoch, schaltet die Klimaanlage an.

Wir fahren Richtung Norden, weg von den Bergen in ein rundum vergittertes Einfamilienhaus, essen Pizza, trinken ein Glas importierten Wein und gucken ein bisschen Fernsehen. Es kommt: „Püppchen der Mafia“, die erfolgreichste Soap derzeit, super Quote für eine glitzernde Luftblasenwelt, die noch einmal nacherleben lässt, in was für einem Saus und Braus die Escobars, Gachas und Ochoas damals vor 20 Jahren lebten, zu was man es bringen kann, wenn man Gesetze bricht und warum am Ende alle auch nur Menschen waren, die an den gleichen Sorgen wie du und ich leiden. Es sei gut, dass das Fernsehen über die Vergangenheit aufklärt, sagt Emi-

lia, die Mitglied in der Facebook-Gruppe „Uribe - der beste Präsident, den Kolumbien jemals hatte“ ist und dank dem jetzt alles „vorbei“ sei: der Terror, die Entführungen, die Morde. In den Nachrichten bringen sie das Neueste vom Nachbarn: die venezolanischen Truppen haben zwei Brücken am Grenzübergang Cucutá gesprengt. Eine neue Provokation im Grenzkonflikt. „Himmel, dieser rote Verrückte dreht langsam komplett durch!“, ruft Emilia entrüstet und wirft mir dann einen nachsichtigen Blick zu: „Ich weiß, ihr in Europa habt da teilweise eine andere Sicht, selbst meiner Tochter, die in Köln studiert, habt ihr den Kopf verdreht, aber ihr seid eben auch so weit weg und kennt die Problematik dieses Landes nicht“. Emilia dagegen hat die Dinge klar geordnet: Weil Chávez Kolumbien seit Jahren provoziert und der FARC-Guerilla Rückzugsgebiete zugesteht, eben deswegen sei es nur legitim, dass Kolumbien sieben US-amerikanische Militärbasen auf seinem Territorium akzeptiert. „Was geht Chávez das an, was hat das mit ihm zu tun, wenn wir die USA um Hilfe im Kampf gegen den Terrorismus und die Drogenmafia bitten?“

1.3 Bogotá Zapping...

Seit Álvaro Uribe 2002 in die „Casa Nariño“, den Präsidentenpalast eingezogen ist, geht es mit Kolumbien aufwärts. Nach mehr als 50 Jahren Bürgerkrieg und mehreren gescheiterten Friedensprozessen mit der Guerilla hat sich Álvaro Uribe, einst Liberaler, zum konservativen Hardliner erklärt: „Großes Herz, harte Hand“. Während seiner Politik der „demokratischen Sicherheit“ hat er den Verteidigungshaushalt fast verdoppelt. An die sieben Milliarden Militärhilfe gab es von den USA dazu. In den zentralen Großstädten, den Touristengebieten, auf den Hauptverkehrsadern hat die Guerilla die Kontrolle verloren. Und mehr als 31.000 Paramilitärs gaben seit 2003 in einem spektakulären Demobilisierungsprozess ihre Waffen ab, dank großzügiger Amnestieangebote. Die Wirtschaft und die Wähler danken es dem Präsidenten. Die Auslandsinvestitionen haben sich verfünffacht, das Bruttoinlandsprodukt ist pro Jahr um 7,5 Prozent angewachsen, der Tourismus verzeichnet Zuwachszahlen von 10 Prozent jährlich. Und Meinungsumfragen bescheinigen dem Präsidenten eine Zustimmung von 70 Prozent, davon konnten vorherige Kandidaten nur träumen. Analysten sprechen vom „Messias“-Phänomen. Endlich könne man in Kolumbien „fast in Frieden“ leben, findet Emilia – abgesehen vom Verkehrschaos – weswegen sie auch „absolut für eine Wiederwahl des Präsidenten“ ist – „so oft er will“ und auch, wenn die Verfassung dafür geändert werden muss. Der Oberste Gerichtshof findet das allerdings nicht. Er kippt den Antrag im Februar.

1.4 Auf der anderen Seite

Álvaro Uribe wird nicht müde, zu wiederholen: in Kolumbien gibt es keinen Bürgerkrieg mehr – nur noch eine „terroristische Bedrohung“ und das Problem des Drogenhandels. „Das ist eine bewusste Verdrehung der Realität, die weitreichende rechtliche und politische Folgen hat.“, sagt Alirio Uribe, ebenfalls nicht zum ersten Mal. „Der Staat macht sich so zum „Opfer“. Die Armee ist kein Konflikt-Akteur, das humanitäre Völkerrecht nicht anwendbar und die Bevölkerung kann entweder auf seiner Seite stehen oder auf der anderen, der Seite der „Terroristen“. Da steht Alirio Uribe, Anwalt der renommierten Menschenrechtskanzlei „José Álvaro Restrepo“. Mit dem Präsidenten verbindet ihn außer dem Nachnamen eine Verfassungsklage gegen dessen Wiederwahl, eine Klage gegen den Direktor des Geheimdienstes DAS, ein Verfahren gegen 130 Uribe nahe stehende Parlamentarier wegen Verbindungen zu Paramilitärs, der Skandal über Agrarsubventionen und Wahlmanipulation, der Fall der so genannten „Falschen Positiven“ der Armee, deren illegale Rekrutierung Minderjähriger und Beteiligung an „sozialen Säuberungsaktionen“ sowie jede Menge Einzelklagen von Gewaltopfern. Kurz: Es besteht eine tiefe Abneigung zwischen den Namensvettern, die beiden Seiten viel Arbeit macht, weswegen Alirio Uribe auch gleich wieder weg muss. Nur noch ein paar Zahlen: zwei Millionen neue Vertriebene, 14.000 ermordete Zivilpersonen, Kürzungen im Haushalt für Bildung, Umwelt, Soziales in Relation zu den steigenden Militärausgaben. Die Kluft zwischen Arm und Reich ist eine der größten Südamerikas. „Frieden?“ Uribe, breitschultrig, fein gebügelter Anzug, feiner Ausdruck: „Nun“, ein Lachen kann er sich jetzt doch nicht verkneifen, „jedenfalls bedeutet das für mich nicht, den Paramilitarismus zu legalisieren und Sozialpolitik mit institutionalisiertem Bettlertum zu verwechseln.“

„Frieden und Gerechtigkeit klaut den Menschen den letzten Rest Würde“, sagt Ivan Cepeda, Typ Linksintellektueller, Gründer der Menschenrechtsorganisation „Opfer von Staatsverbrechen“ (MOVICE) und Kandidat des Linksbündnis Polo Democrático im Senat, weswegen auch seine Zeit knapp ist und er das „Gesetz 795 von 2005 für Gerechtigkeit und Frieden“ beim Kurzwort nennt. Es liefert den rechtlichen Rahmen für den Demobilisierungs-Prozess der paramilitärischen Verbände.¹ Ehemalige Kämpfer, die ihre Waffen abgegeben haben, können so ins zivile Leben zurückkehren und erhalten dafür bestimmte Vergünstigungen wie eine Berufsausbildung, finanzielle Starthilfe etc. Einzige Bedingung ist, dass gegen sie kein Strafpro-

¹ Mit dem Dekret 614 von Februar 2009 können sich auch ehemalige Kämpfer der Guerilla einem Demobilisierungsprozess unterziehen.

zess wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ außerhalb des „Kampfgeschehens“ anhängig ist. In diesem Fall sieht „Frieden und Gerechtigkeit“ Freiheitsstrafen von fünf bis acht Jahren vor, in der ordentlichen Gerichtsbarkeit hätten sie mit bis zu 60 Jahren Gefängnis rechnen müssen. Voraussetzung ist, dass die Täter in so genannten „Versiones Libres“ – „freiwilligen Geständnissen“ wahrheitsgemäße und umfassende Aussagen machen, Gelder und Güter, die sie illegal erworben haben, zur Entschädigung der Opfer einbringen und nicht wieder straffällig werden. Zeit zur Überprüfung der Aussagen: 60 Tage.

„Eine Farce“, sagt Cepeda: Eine wirkliche Demobilisierung habe es nie gegeben, Untersuchungen, u.a. von Amnesty International beweisen, dass zahlreiche Kleinkriminelle systematisch bewaffnet wurden, um die Waffen daraufhin wieder abzugeben. „Es gab Verhandlungen zwischen Regierung und Paramilitärs, über die aber nur wenig Details bekannt sind“, erklärt Cepeda. Dass es großzügige Amnestieangebote gab und die Garantie, nicht wegen Drogenhandels an die USA ausgeliefert zu werden, so viel stehe jedoch fest. Doch nachdem zentrale Kommandanten damit anfangen, über ihre engen Beziehungen zu politischen und wirtschaftlichen Eliten zu plaudern, wurden sie 2008 eben doch ausgewiesen: „Wahrheit ist nicht erwünscht, aber solange es die nicht gibt, gibt es keine Gerechtigkeit, damit keinen Frieden, damit keine Versöhnung.“ Der Präsident selbst werde, er wirft einen Bericht der US Defence Intelligence Agency DIA von 1991 auf den Tisch, mit dem Drogenkartell von Medellín in Zusammenhang gebracht: Damals war er Gouverneur des Departments Antioquia und Urheber des Projektes „Convivir“, dem Aufbau eines paramilitärischen Sicherheitsnetzwerks. „Alles keine Geheimnisse“, sagt Ivan Cepeda, er selbst hat darüber jahrelang recherchiert, gerade ein Buch über Uribe und sein „parapolitisches Projekt“ geschrieben. Kurz: Er steht auf der anderen Seite. Genauso wie Jorge Valencia, ehemaliger ELN-Guerillero und Direktor der „Fundation Nuevo Arco Iris“, deren Bericht „Demokratische Sicherheit in der Krise“ zeigt, wie sich sowohl Guerilla als auch Paramilitärs derzeit neu strukturieren, was die Regierung natürlich toben lässt. Auf der „anderen Seite“ stehen außerdem Gewerkschaftler, soziale Bewegungen, Oppositionspolitiker, kritische Journalisten. Alle diejenigen, die „Autorität mit autoritär“ verwechseln. So sieht das Vizepräsident Francisco Sánchez.

1.5 Gegenverkehr

„Sinvergüenza“, schimpft Hollman Morris, „ultraderechista!“ Die freie Übersetzung trifft es vielleicht am besten: „ultrarechtes arschloch“. Auf Ra-

dio Caracol wird die Reaktion des Präsidenten auf Venezuela übertragen. „Verteidigung des Vaterlandes“, „aggressive Provokation“, „von uns Kolumbianern nicht zu dulden“ ist zwischen Störgeräuschen zu hören. „Den USA geht es darum, Kontrolle über den Amazonas, über unsere Ressourcen zu haben“, brüllt Hollman das Radio an, „letzte Bastion Südamerikas... ha...!“ Danach ein „Interview“ mit dem venezolanischen Verteidigungsminister, bei dem sich beide Redner permanent ins Wort fallen, aneinander vorbeireden, bis der Caracol-Journalist schließlich wütend den Telefonhörer auf die Gabel knallt. „Das kann man sich ja nicht anhören“ – Hollman dreht das Radio ab, um es im nächsten Moment wieder anzuschalten. Uribes Logik sei die des Krieges, sagt er dann, „Dialog kennt er nicht.“ Er sitzt am runden Holztisch seines 40 Quadratmeter Chaobüros, dessen Wände mit Urkunden, Fotos, Filmplakaten und Auszeichnungen gepflastert sind. Dazwischen Fresszettel vom Pizza-Service und eine Flasche Whiskey steht auch irgendwo rum. „Das“, er zeigt auf die Flasche, „ist die Konsequenz der ganzen letzten Monate...“ Dann lacht er schnell, „Quatsch!“ und legt wieder dieses Gesicht auf, eine Mischung aus freundlicher Professionalität und besorgter Zerstretheit.

Hollman Felipe Morris, 41, ist einer von Kolumbiens bekanntesten investigativen Journalisten und das weiß er auch. Seit mehr als 20 Jahren hat er für verschiedene Medien alle Regionen des Landes bereist, um vor Ort mit Opfern und Tätern des kolumbianischen Dauerkonfliktes zu sprechen – über Massaker, Entführungen, soziale Bewegungen und Regierungsskandale zu berichten. Nicht vom Schreibtisch aus zu urteilen, wie er sagt, „Reporter und Gedächtnis“ zu sein, das sei die Verantwortung des Journalismus. Und in Kolumbien besonders, „denn unsere Gesellschaft leidet an akuter Gedächtnisschwäche und der Großteil der Medien verabreicht ihr Schlaftabletten dazu!“ Wie überall auf dem Kontinent liegt auch in Kolumbien das Nachrichtenmonopol in den Händen weniger Privatkonzerne, die nicht nur Meinung verkaufen, sondern auch millionenschwere Interessen in anderen Branchen haben – Banken, Konstruktion, Zucker, Bier. Viel kritischer Journalismus findet da nicht statt, RCN (Radio Cadena Nacional) wird gern auch „Radio Casa Nariño“ genannt und Caracol heißt selbst schon „Schnecke“. Und deswegen hat Hollman im Juli 2003 „Contravia“ gegründet.

1.6 „This is why we choose to leave...“

„Contravia“ heißt so viel wie „Gegenverkehr“. Und das ist wie gesagt ein Problem in Kolumbien. Weshalb Hollman in den letzten Monaten eben doch vor allem am Schreibtisch saß. Um die 71 Seiten starke Anklageschrift

vorzubereiten, die er – mit Unterstützung der Menschenrechtskanzlei „José Álvaro Restrepo“ - im Dezember 2009 beim Interamerikanischen Menschenrechtshof (CIDH) in Costa Rica eingebracht hat: „Systematische Verfolgung des Journalisten Hollman Morris durch die kolumbianische Regierung“. Und um eine Bewerbung für ein Harvard-Stipendium zu schreiben. „Ich hatte nie Angst oder hab‘ sie verdrängt“, sagt er. Aber jetzt „hat sie sich eingeschlichen, in meine Arbeit, in meine Familie, in mein Leben“, diktiert er mir, damit ich ins Englische übersetze: „This is why we will finally choose to leave this country“. Es wäre nicht das erste Mal, zwei Mal schon flüchtete Hollman ins Exil, doch diesmal stellt er alles in Frage. Eben deswegen: Weil er, der sonst immer vorne dabei war, sich nicht mehr traut, in Konfliktregionen zu reisen, „weil mir dann unglücklicherweise ein ‚Unfall‘ passieren könnte, wie es hier heißt.“ Fast 140 ermordete Journalisten zählt die kolumbianische Stiftung für Pressefreiheit (FLIP) in den letzten 12 Jahren. Für Guerilla, Paramilitärs und andere Kriminelle sind Journalisten „militärisches Ziel“. Und für Álvaro Uribe ist Hollman seit Februar 2009, als er für den History Channel über die FARC recherchierte und bei einer Geiselnahme als erster vor Ort war, „Komplize des Terrors“.

„Eine lebensgefährliche Drohung, denn für die rechtsgerichteten, sich wieder bewaffnenden Gruppen ist das ein Marschbefehl“, sagt Morris. Kaum eine Woche vergeht seit Februar ohne eine neue digitale Morddrohung im Postfach des Journalisten, in denen er zum Beispiel als „Sapo“, als „Kröte“ bezeichnet wird – das Synonym für Verräter. In meiner Zeit kommen zwei. Dann wird es immer ganz still im Büro, Hollman schickt uns ins Nachbarzimmer, schließt die Tür und führt ein paar Gespräche.

„Nachdem ich offiziell zur *Persona non grata* erklärt wurde, stellten einige internationale Organisationen ihre Fördergelder ein“, erklärt Morris, aber das ist das kleinste Problem. Er sitzt im Ledersessel seines 120-qm Appartements, vor dem mit felsenfester Miene zwei Sicherheitsbeamte patrouillieren, seit ihm jemand ein Grabgesteck mit seinem Namen vor die Wohnungstür gelegt hatte. Morris hat Schutzmaßnahmen beim Staat angefordert, er selbst bzw. seine Familie fahren nur noch im gepanzerten Wagen. Im Grunde eine paradoxe Situation, denn es ist der Staat selbst, den er für seine Verfolgung verantwortlich macht: „Es gibt ziemlich deutliche Indizien dafür, dass das Ganze in direktem Zusammenhang mit der Gründung der G-3-Gruppe des kolumbianischen Geheimdienstes DAS steht.“ Sein 6-jähriger Sohn, Felipe, macht im Hintergrund etwas holprig Steptanzübungen. Aus den Boxen tönt Händel – „Stille Nacht, Heilige Nacht“. Es ist kurz vor Weihnachten, in der Küche handwerkelt Hollmans Frau. Als ihr ein Messer herunterfällt, ist es, als stehe für einen Augenblick die Luft. „Aber“, Hollman redet lauter als vorher, „wenn mir jetzt etwas passiert, dann ist wenig-

tens offensichtlich, wer seine Pflicht, mich zu schützen, vernachlässigt hat“. Er holt sich einen Whiskey.

Die Geheimdienststeinheit DAS² hat seit 2004 massenhaft und systematisch Oppositionelle, Journalisten, Anwälte und alle Verfassungsrichter bespitzeln, abhören und bedrohen lassen, hat Schmutzkampagnen gegen nationale und internationale NGOs eingeleitet, falsche Prozesse mit bezahlten Zeugen angeleiert, Desinformationskampagnen gegen „die bedrohliche kommunistische Ideologie“ geführt, Todeslisten erstellt und Morde in Auftrag gegeben. „Todeslisten gab es in Kolumbien zwar schon Mitte der 1990er“, weiß ich von Alirio Uribe. Der Anwalt steht seit damals als angeblicher ELN-Guerillero auf einer – alle anderen 40 Namen der Liste stehen inzwischen auf Grabsteinen. Er sagt: „Doch jetzt ist ans Licht gekommen, welches Ausmaß das Ganze hat“. Der DAS war Operationszentrum eines systematischen „schmutzigen Krieges“, mit denen jegliche Kritik mundtot gemacht werden sollte.

„Eine mafiose Bande im DAS“ sei verantwortlich, erklärte Präsident Uribe betroffen im Fernsehen. „Ich selber empfinde mich als Opfer dieser Infamie“. Natürlich ist ihm der einzige zivile Geheimdienst Kolumbiens direkt unterstellt. Aber Uribe ist der „Teflon-Präsident“: Fernsehauftritt mit frisch gebügelter Weste, Uribe ist immer Opfer – trotzdem: Wie verbranntes Öl kleben Dutzende von Skandalen an seiner Regierung. Doch er präsentiert sich als Macher. Der DAS wird reformiert, Mitarbeiter werden entlassen. Und die wenden sich jetzt sauer an Hollman, „damit ich einen Bericht darüber mache“. Er lacht, aber wirklich lustig findet er das natürlich nicht. Vor allem auch, weil die Regierung erwägt, seinen ehemaligen Privatschutz durch den DAS an private Sicherheitsfirmen abzugeben – die allerdings erst recht im Verdacht stehen, mit Paramilitärs zusammen zu arbeiten. Deswegen geht Hollman. Seine Bewerbung um ein einjähriges Harvard-Stipendium wird im April bewilligt.

1.7 Bogotá Mapping...

„Volk der Gleichgültigen! Wie anders wäre heute euer Schicksal, wenn ihr den Preis der Freiheit kennen würdet!“, steht am Denkmal von Policarpa Salavarrieta, einer kolumbianischen Revolutionärin zur Zeit der Unabhängigkeitskriege. Ihre letzten Worte, am 14. November 1817 wurde sie hingerichtet. Eduardo schießt ein Foto, ich und Policarpa, „für deinen Bericht“ sagt

² Ab dem 1. Januar 2010 wird der DAS formell aufgelöst und in die Agencia Central de Inteligencia de Colombia ACI umgewandelt.

er, Anthropologe, Violontologe. In Kolumbien gibt es einen eigenen Wissenschaftszweig, um die Jahrhunderte alte Tradition zu erforschen, Gewalt als Instrument politischer Machtkämpfe einzusetzen. Eduardo ist für die nächsten drei Monate meine erste Instanz, um die Verwirrung zu ordnen, die täglich größer wird. „Kolumbien ist ein einziger Widerspruch“, sagt er. Wir laufen durch die Candelaria, Bogotás historisches Herz und Regierungszentrum. Vorbei am „Chorro“, dem Ort, an dem Bogotá zum ersten Mal gegründet wurde, zum Plaza Bolivar, an dem Bogotá zum zweiten Mal gegründet wurde. Das Morgenlicht taucht die altehrwürdigen Kolonialbauten in feuerrotes Licht: Bogotás Hauptkirche am oberen Rand, rechts der Kongress, unten das Rathaus, nur der Justizpalast, links, irritiert ein bisschen mit seiner Architektur im Stil der 1980er Jahre. 100 Meter weiter rechts klotzt die Casa Nariño, der Präsidentenpalast mit Uribes dunkelgrünem Geländewagen ohne Nummernschild davor und trennt die Stadt in Norden und den Süden, wo die Straßennummern rückwärts gezählt werden und mit einem S gebrandmarkt sind. Ab Straßennummer S 100 wird der Asphalt langsam bröckelig und versandet irgendwann in den staubigen Hügeln. Soacha, Ciudad Bolivar, Viertel der Vertriebenen und Ausgestoßenen, deren Häuser sich an die steilen Hänge klammern, aus Angst vor einem Regenguss, der, wenn er die Holzhütten stehen lässt, ihnen zumindest die Exkreme der oberen Nachbarn ins Wohnzimmer schwemmt. Kanalisation, fließendes Wasser, Strom gibt es hier nicht. Für geschätzte zwei Millionen Menschen gibt es hier zwei Krankenhäuser, eine Schule. Die Gesetze werden von illegalen Gruppen gemacht, ab acht Uhr ist „Toque de Queda“ – Ausgangssperre. Weihnachten und Ostern kommen die Hilfsorganisationen, staatliche, kirchliche oder zivile, und verteilen Geschenke.

Hier lebten auch Fair Leonardo Porras und seine Mutter LuzMarina. Nun lebt nur noch LuzMarina: Fair Leonardo, geistig behindert und Linkshänder, wurde im 400 km weiter entfernten Guerillagebiet Norte de Santander mit einer Uniform und Waffe in der rechten Hand gefunden. Die Soldaten kassierten die übliche Prämie von knapp 850 Euro plus Sonderurlaub, die Kolumbiens Armee für „Positive“, heißt getötete Guerilleros, bereithält – die Regelung geht auf Ex-Verteidigungsminister Juan Manuel Santos zurück, der im Mai nun statt Uribe als Präsidenten-Nachfolger kandidiert.

Nur war Porras ein „falscher Positiver“, wie die Armee schließlich einräumen musste. Und mit Porras starben 13 weitere junge Männer aus Soacha, die nichts mit den Rebellen zu tun hatten, 2.000 weitere „außergerichtliche Hinrichtungen“ sind aus dem Rest des Landes bekannt. LuzMarina spricht die Worte langsam und deutlich, damit jeder versteht, um was es geht: „Die Jungens aus den Armenvierteln sind eine leichte Beute für diese „Sinvergüenzas“, Schamlose!“, sagt sie dann, wütend. Tränen wird sie den Journa-

listen nicht mehr schenken, damit jeder versteht, um was es nicht geht. Uribe sprach von „ein paar faulen Äpfeln in der Armee“, an den Müttern aus Soacha allerdings ließ er drei Monate lang die Marke „Guerilla-Sympathisanten“ kleben. Erst als es eng wurde, trat Uribe vors Fernsehen und gab den Betroffenen und Großherzigen: „Wir müssen diesen tapferen Müttern helfen.“ Luz Marina und andere, die vor der Casa Nariño Alarm schlugen, kamen in den Spätnachrichten nicht vor. Eduardo bestellt zwei Bier und nimmt den Gedanken vom Morgen wieder auf: „Pongamonos de acuerdo sobre lo fundamental“ – „Lasst uns über das Wesentliche einig werden!“, habe einmal irgendein heller Kopf gesagt. In Kolumbien herrscht seit mehr als einem halben Jahrhundert Bürgerkrieg, doch die Hälfte der Bevölkerung bekomme davon nichts mit, weil er ihr Territorium nicht angreife. „Wie soll es da einen Konsens darüber geben, was Frieden bedeutet?“

1.8 Blockade der Hauptverkehrsader

„Nein zum Krieg! Nein zur Gewalt!“, dröhnt es über die Séptima, Bogotá Hauptverkehrsader. Kolumbien marschiert gern und protestiert gern. Aus allen Teilen des Landes sind sie heute nach Bogotá gekommen, haben teilweise 20 Stunden Busfahrt auf sich genommen, um jetzt hier zu trommeln, zu tanzen, zu singen, zu demonstrieren. Manche haben sich als Schmetterlinge verkleidet, andere haben sich „wir gebären keine Söhne, um Waffen zu füttern“ oder „Frauen sind keine Kriegsbeute“ auf den nackten Oberkörper gepinselt. Wieder andere tragen Kreuze oder Bilder vermisster Angehöriger, Transparente gegen die Militärbasen, für mehr Meinungsfreiheit oder die Befreiung der verbliebenen FARC-Geiseln. Bekannte Gesichter der Friedensbewegung: Piedad Cordoba, Ana Teresa Bernál, Gloria Cuertas. Dazwischen ein kleiner, bärtiger Mann mit Ketten um die Arme: Drei Jahre hat Gustavo Moncoya sie schon um, er legt sie sich an die Schläfen, wenn er fiebrig wird, aber nicht wegen des vierstündigen Marsches, der ist für ihn nicht mehr als ein kurzer Spaziergang. Er hat fast ganz Südamerika zu Fuß durchwandert, um für die Freilassung seines Sohnes zu demonstrieren, einer der am längsten festgehaltenen Geiseln der FARC. Fiebrig wird er, wenn die Regierung mal wieder eine Befreiungsaktion abbläst, Dutzende Ankündigungen gab es schon, aber immer wurde irgendeine Auflage nicht erfüllt – im April, da bin ich schon weg, wird er schließlich freikommen, nach zwölf Jahren. Tausende Menschen, tausende Geschichten, viel zu viele, um sie alle zu erzählen, aber sie prägen ein Bild. „Das“, sagt Hollman, „ist es, was ich meine, wenn ich sage: Ich hab die Hoffnung nicht verloren, dass sich irgendwann was än-

dert“. Alternativen sind in Kolumbien vor allem aus der Zivilgesellschaft entstanden.

Organisator der Demonstration heute ist die „Frauenbewegung gegen den Krieg“, ein Zusammenschluss der größten Frauenbewegung Kolumbiens, der Ruta Pácifica, der Friedensstraße und des Netzwerkes „Kolumbianer und Kolumbianerinnen für den Frieden“. Frauen gehören zu den ersten Opfern dieses sinnlosen Krieges, sieben von zehn haben schon einmal Gewalt erfahren, Diskriminierung, Bedrohung, Vergewaltigung, Folter – „der Körper der Frauen, besonders auch der jungen Mädchen, wird zum Schlachtfeld, um Macht zu demonstrieren, da gibt es keine Unterschiede zwischen den beteiligten Akteuren“, sagt Maria Elena Tamayo Cardona von der Friedensstraße. Frauen gehören aber auch zu den ersten Wortführerinnen der Friedensbewegung. Zum Beispiel die afrokolumbianische Senatorin Piedad Córdoba. „Jeder Militärbasis werden wir eine Basis des Friedens entgegensetzen. Zurück an den Verhandlungstisch!“, ruft sie von der Bühne am Plaza Bolivar gegenüber dem Justizpalast. „Kolumbien, die Waffen führten dich zur Unabhängigkeit, die Gesetze zur Freiheit“, steht an dessen Front, an der gerade ein Reinigungstrupp herumpoliert. Hier endeten die ersten Friedensverhandlungen „von oben“. Präsident Belisario Betancur hatte der Guerilla 1984 ein Dialogangebot gemacht, gründete eine Friedenskommission, bezog die Zivilbevölkerung mit ein, setzte ein umfassendes Sozialprogramm auf die Agenda und scheiterte fulminant. „Die traditionellen Eliten kriegten es mit der Angst zu tun und gingen auf Konfrontation“, erinnere ich mich an ein Gespräch mit Jorge Valencia von der Nicht-Regierungsorganisation „Arco Iris“.

Die Guerillaorganisation M-19, die sich als Reaktion auf die manipulierten Präsidentschaftswahlen 1970 gegründet hatte, besetzte den Justizpalast. Die Armee bombardierte. 56 Tote, zehn Verschwundene, darunter nicht nur Guerilleros, sondern auch die Richter, die dem Drogenhandel gerade gefährlich zu werden drohten und jede Menge Zivilisten. „Eines der grausamsten Massaker der kolumbianischen Geschichte, demgegenüber der Staat Verantwortung übernehmen muss“, steht im Abschlussbericht der Wahrheitskommission, der ein paar Tage nach dem Marsch vorgelegt wird, fast 25 Jahre nach dem Massaker. „Können Sie sich vorstellen, was es bedeutet, dass die eigene Tochter 25 Jahre lang als Guerillera galt?“, wird mich dort Sandra Ballardini fragen. Ihre Tochter ist damals für sie eingesprungen, um in der Kantine zu arbeiten. Sandra hatte an dem Tag Mandelschmerzen. Wie muss es erst sein, jeden Tag zu denken, schuld am Tod der eigenen Tochter zu sein?

Im Rahmen des Friedensprozesses unter Betancur hatte sich auch die Unión Patriótica gegründet. Eine Partei demobilisierter FARC-Rebellen, linke

Politiker und Intellektuelle schlossen sich an. Kaum einer hat diese Entscheidung überlebt. „Politicidio – politischer Massenmord“, nennt Ivan Cepeda das, was passierte. Fast alle Führer der Partei wurden umgebracht, darunter Cepedas Vater. „Das Andersdenken wurde ausgemerzt“, schließt er. Damals gründete er MOVICE (Movimiento de Victimias del Estado), eine Organisation der Opfer von Staatsverbrechen, im Januar wird er vor dem Interamerikanischen Gerichtshof eine Anklage einbringen.

1.9 Neuer Fahrplan ab den 1990ern

In den 1990er Jahren gab es eine regelrechte Explosion von neuen Menschenrechts-Bewegungen. „Da war eine Aufbruchstimmung im Land“, Maria Elena Cardona Tamayo von der Ruta Pácifica, sie sagt das immer noch mit Begeisterung. Ich versuche, zu rekapitulieren: Da muss doch eine Enttäuschung darüber gewesen sein, dass schon wieder ein Friedensprozess halbherzig geführt wurde und gescheitert ist (unter César Gaviria 1990-1994), die Fassungslosigkeit darüber, dass der Nachfolgepräsident sich von Drogenkartellen kaufen ließ (Ernesto Samper 1994-1998), der Schock über die überbordende Gewaltwelle. Die „dunklen Kräfte“ aus paramilitärischen Verbänden formieren sich, auch die Guerilla bekommt Zuwachs, gleichzeitig verschärft sich die soziale Krise im Land. „Was natürlich alles miteinander und – das war ja auch die Zeit des „New Deal“ – mit dem erneuten Scheitern einer Agrarreform zu tun hatte“, hat mir Hollman während des Schnitts eines Mittwochnachts um drei einmal erklärt.

Aber da war trotz allem auch noch die „Sí, se puede“ – „Ja, wir können“ – Stimmung, die zur Reform der Verfassung 1991 geführt hatte. Hollman war damals auch dabei, ich erinnere mich an seinen wuchtigen Vortrag darüber, vor Studenten der Universidad Nacional: „Die Hälfte unserer Generation ist tot, jetzt liegt es an euch, die Verfassung zu verteidigen“, hat er da einem voll gestopften Saal entgegen gerufen, der ihn Kaugummi kauend, aber bewundernd anstarrte.

Besonders die Frauen spielen in der Friedensbewegung eine tragende Rolle. Gloria Cuartas zum Beispiel: In Apartadó, in der Bananenregion Urabá, Zentrum der Gewalt unter und zwischen Guerilla und Paramilitärs, stellte sich die Sozialarbeiterin fast als Einzige zur Gemeindewahl, gewann und überlebte. Die UNESCO verlieh ihr den Titel „Bürgermeisterin für den Frieden“, auch wenn ihr Kampf dafür letztlich scheiterte. Oder Ana Teresa Bernál, deren Netzwerk Redepaz (Nationales Netzwerk für den Frieden und gegen den Krieg) bei den Kommunalwahlen im Oktober 1997 einen Höhepunkt erlebt: 10 Millionen Menschen unterzeichnen das „Bürgerman-

dat für den Frieden“, auch der Folgepräsident Pastrana. Er nimmt den Appell ernst.

1.10 Endstation Caguán

„Caguán³ war so etwas wie ein Ort der Hoffnung, wir dachten alle, jetzt kommt ein neues Kapitel“, sagt Hollman, der damals bei der Zeitschrift *El Espectador* die Berichterstattung zum Friedensprozess leitete. Das neue Kapitel kam auch. Aber anders. „Es war die Zeit der Massenentführungen und schlimmsten Massaker der Guerilla.“ Jesús Abad Colorado wird mir später Fotos zeigen. Der Fotograf war damals vor allem „nicht in Caguán“ unterwegs, „alle, auch Paramilitärs und Armee nahmen auf die Zivilbevölkerung keine Rücksicht.“ Statt politische Alternativen zu präsentieren, wurde Macht demonstriert. Und der „Plan Colombia“, der den Friedensprozess als „internationales Hilfsprogramm begleiten und unterstützen“ sollte, ist etwa das genaue Gegenteil davon geworden: Statt Entwicklungshilfe gab es US-Militärhilfe im „Kampf gegen die Drogenmafia“.

Hollmans Kollege Gonzalo Guillén hat damals, 1999, eine USA-Flagge in seiner Wohnung gehisst, in einer Blumenvase und gerade wieder „von den letzten zehn Jahren“ entstaubt und gewaschen. „Nach Pastrana war das Kapitel Verhandlungen erledigt“, sagt Gonzalo, „und die Guerilla selbst hat Uribe die beste Vorlage zu seiner Politik geliefert“. Großes Herz, harte Hand und sieben neue Militärbasen, von denen aus „Flugzeuge fast die Hälfte des Kontinents (...) ohne Zwischenstopp zum Auftanken abdecken können“, um Geheimdienstoperationen, Spionage sowie einen schnellen Kriegseinsatz in einer „kritischen Subregion“ durchzuführen, wie es im Weißbuch der US-Luftwaffe zur Strategie der globalen Mobilität zu lesen ist.

„Die Gesellschaft muss allen bewaffneten Akteuren deutlich machen, dass sie uns nicht vertreten. Im Dialog, nicht mit Waffen. Den Unternehmern muss sie klar machen, dass man in einer Gesellschaft, die soziale Rechte, Bildung und Gleichberechtigung stärkt, viel reicher werden kann als in dieser Suppe aus Eigeninteresse und Korruption. Und sie muss aus diesem patriarchalischen Denken aufwachen. Den Glauben daran, dass schon irgendein „Papá“ kommen wird, der die Dinge in die Hand nimmt. Was, bitte schön, haben uns die „Papás“ der letzten 40 Jahre denn gebracht?“ – so fasst Maria Cardona von der Friedensstraße zusammen, was von Frauen wie Bernál, Córdoba und Cuartas zu lernen ist. Genauso wie von vielen Män-

³ Ort der Friedensverhandlungen, in die Guerilla, Regierung und Zivilgesellschaft eingebunden waren.

nern, Jugendlichen, Kindern, allen, die genug haben von diesem Krieg. „Interessant eigentlich“, sagt Eduardo, „dass sich in Uribes Amtszeit die Anzahl sozialer Bewegungen noch mal fast verdoppelt hat.“

1.11 Zentralfriedhof

Das Bild muss seltsam wirken für die Passanten, die auf der anderen Seite des mächtigen Stahlzaunes auf den Zentralfriedhof in Bogotá blicken: auf die Personengruppe, die in weißen Kitteln zwischen einem mit roten Fähnchen abgesteckten, aufgewühlten Rasen steht. Manche haben Schaufeln und Besen in der Hand, eine trägt ein Plastik-Skelett unter dem Arm, andere stehen da mit unsicherem Blick und verkrampften Schultern. Detailreich erklärt Karen Quintero, welche Rückschlüsse die Lage des Skeletts auf die Todesart zulässt, während die Runde aufmerksam zuhört und sich Notizen macht. Sie sind Teilnehmer des grotesk anmutenden Seminars: „Basis-Standards bei der Suche, Bergung, Identifizierung und Rückgabe der Reste verschwundener Angehöriger“. Menschen, in deren Familie jemand fehlt, deren Angehörige man verschwinden ließ. Und die nun versuchen, damit umzugehen, dass er vielleicht nie wieder auftauchen wird. Jedenfalls nicht lebendig.

„Wir zeigen den Angehörigen, wie eine Aushebung im Idealfall abläuft“, erklärt Karen Quintero, die das Seminar leitet. „Im Normalfall werden die meisten Standards nicht eingehalten, können manchmal wegen der Sicherheitslage auch nicht eingehalten werden.“ Die Aushebung auf dem Zentralfriedhof ist eine Art „Übungs-Labor“. Aber auch nur eine Art. Denn anlässlich des 200. Jahrestages der Unabhängigkeit Kolumbiens soll hier ein „Haus der Erinnerung“ gebaut werden. Deswegen müssen die derzeit noch dort liegenden sterblichen Überreste von unidentifizierbaren „Mittellosen“ ausgehoben werden, die dort Anfang des 20. Jahrhunderts anonym begraben wurden. Dort befinden sich aber auch Gräber von Opfern des „Bogotázo“ genannten Massakers, einer Volkserhebung in den 1940ern nach dem Mord am damaligen Präsidentschaftskandidaten Jorge Eliécer Gaitán.

Karen Quintero ist von ECIAF (Equipo Colombiano de Investigaciones Antropológicas Forenses), einer unabhängigen Gruppe forensischer Anthropologen, die sich 2008 in Kolumbien gegründet hat. Sie kümmert sich um Aushebungen wie die auf dem Zentralfriedhof. Sie kann aber auch, wenn es die Staatsanwaltschaft erlaubt, staatliche Exhumierungen begleiten, im Labor helfen und Angehörigen zur Seite stehen. Denn Karen ist auch Psychologin und Soziologin und sie kämpft dafür, dass das ans Licht kommt, was Kolumbien von offizieller Seite aus lieber im Dunklen lassen will.

Mehr als 24.000 Menschen gelten offiziell als „gewaltsam verschwunden“ in dem südamerikanischen Land, das sich gerne als die „älteste Demokratie Lateinamerikas“ bezeichnet. 50.000 Verschwundene sind es tatsächlich, schätzen Menschenrechtsorganisationen. Die hunderttausend Toten, die in Gefechten gefallen sind, nicht mitgezählt. „Kolumbien ist ein einziges Massengrab“, sagt sie, „auch wenn nun im Rahmen des Gesetzes für Gerechtigkeit und Frieden damit begonnen wurde, die Verbrechen aufzuklären.“

1.12 „Ich dachte, bei mir wird nicht geklopft“

„Gerechtigkeit und Frieden“, sagt Doña Marta, lacht heiser und knibbelt derweil an dem Kruzifix, das um ihren Hals hängt. „Weißt du, ich glaube, das sind Werte, die wir verloren haben als Gesellschaft, was bleibt sind diese... Worthülsen.“ In so einem Umfeld will niemand der Anwesenden seinen richtigen Namen veröffentlicht wissen. Aus Angst, dass man sie sonst in ihrem Dorf erkennt. Dort, wo noch immer, oder wieder, dieselben Paramilitärs aktiv sind und sie bedrohen: „Ich habe in Guaviare, Quindío gewohnt und jetzt in Meta. Mein Mann, ein Polizist, starb im Kampfgeschehen, als ich zwanzig war, mein zweiter war ein Säufer und brannte unser Haus nieder“, beginnt Doña Marta mit zusammengekniffenen Lippen. Die Gruppe ist in den Seminarraum zurückgekehrt, ein lila Wollknäuel fliegt durch den Raum, spinnt ein Netz zwischen ihren Geschichten: „Meine ältere Tochter, 4 Jahre alt, starb an den Verbrennungen, meine Kleine, 15 Monate, geistig behindert, blieb entstellt.“ Und dann, so sehr sie sich auch anstrengt, kommen sie doch, die Tränen, mit denen sie seit Jahren kämpft, seit es einfach zu viel wurde, seit es an ihre Tür klopfte, 2002, wo sie doch immer gedacht hat, es seien immer nur andere Türen, an die geklopft werde. Geklopft. Gehämmert! „Die Paramilitärs rissen mir Cristina aus den Armen: „Die taugt doch sowieso nichts“, sie vergewaltigten sie, schnitten ihr danach den Bauch auf, rissen die Gedärme raus, schnitten den Kopf ab und spielten damit Fußball“.

Es ist ganz still im Seminarraum, in dem sie ihre Geschichte erzählt. Doña Martas Tränen sind erstickt, vergiften wieder ihre Brust, in die sich seit letztem Jahr ein Brustkrebs gefressen hat. Aber jeder der hier Anwesenden hat eine Geschichte erlebt, die dem Zuhörer die Luft zum Atmen nimmt. Doña Socorro, deren ganze Familie erschossen in den Fluss geworfen wurde, Don Manuel, dessen Sohn mit eben der Motorsäge in sieben Stücke zerlegt wurde, auf die der Holzfäller jahrelang gespart hatte, Pablo, einziger Überlebender seines niedergebrannten Dorfes, Erica, deren Schwester Krokodilen

zum Fraß vorgeworfen wurde, Lidia, der gesagt wurde, ihre Verwandtschaft könnte eventuell in Hochöfen verfeuert worden sein. Bilder, mit denen diese Menschen jeden Tag leben müssen. „Wegen irgendetwas wird es ja wohl gewesen sein!“, das sei meist die Reaktion der Nachbarn, Behörden, Medien, sagt Karen. Alle nicken.

„Alle Verbrechen des ‚Verschwindenlassens‘ wurden der Einheit ‚Gerechtigkeit und Frieden‘ unterstellt“, erklärt Amanda Romero von der US-amerikanischen Nichtregierungsorganisation „Cooperative Housing Foundation“, die die Opfer in diesem Prozess begleitet. „Dabei bleibt aber außer Acht, dass darunter auch Verbrechen staatlicher Einheiten wie Armee, Polizei oder der Guerilla sind.“ Außerdem sei das Gesetz für „Gerechtigkeit und Frieden“ eben vor allem ein Gesetz für die Täter, das die Opfer außen vor lasse. „Es werden nun im Akkord Gräber ausgehoben, aber wer darin liegt, interessiert keinen mehr. Dafür sind keine Mittel da, vor allem aber gibt es keinen politischen Willen.“

In Städten wie Bogotá oder Medellín gibt es inzwischen zwar relativ gut funktionierende Behörden, die Opfer-Familien dabei helfen, ihre Angehörigen zu suchen. In entfernten Regionen, die für Wirtschaft und Tourismus uninteressant sind, sieht die Realität meist anders aus: Suchanzeigen werden, wenn überhaupt, fehlerhaft aufgenommen. Oft fehlt die Infrastruktur, damit die Betroffenen von ihren Dörfern überhaupt zur Anhörung in die Stadt kommen können, häufig kommen Dokumente weg, von einer adäquaten, psychosozialen Opferbetreuung kann keine Rede sein, dem Recht der Opfer, bei Exhumierungen teilzunehmen, werde nur selten nachgekommen, für den Schutz der Opfer vor weiteren Bedrohungen nicht gesorgt.

Der Ehemann von Mari Leni, ein Reisbauer, ist 2007 als so genannter „Falscher Positiver“ aufgetaucht, allerdings ist der Körper danach „abhanden gekommen.“ Der Anwalt, den Mari Leni daraufhin einschaltete, war, wie nun herauskam, von den örtlichen Behörden bezahlt. Er erreichte nichts, kassierte aber fast 2.000 Euro dafür. Dass die Mutter von zwei Kindern jetzt mit nichts da steht, weil ihr Schwager, der Bruder ihres ermordeten Mannes, ihr den Hof und die wenigen Felder wegnahm – wahrscheinlich, weil sie nicht auf sein Drängen einging, mit ihm zu schlafen – das sind dann so die „Nebenwirkungen“. Genauso wie die Krankheiten – jeder Zweite hier leidet an irgendetwas: Migräne, chronischen Rückenschmerzen, Gedächtnisverlust, Nierenschaden, Unfruchtbarkeit, Krebs. Das Gewaltverbrechen ist ein Knoten, von dem aus sich das Geschwür ausbreitet und schleichend Leben zerstört.

Das alles wollen die Seminarteilnehmer in ein fünfzehnminütiges Referat packen, um es Ende April bei einer internationalen Konferenz zum Thema „Gewaltsames Verschwindenlassen von Personen und die Betreu-

ung der Angehörigen“ vorzutragen. Die Konferenz findet in Bogotá statt und es sind Angehörige und Begleitorganisationen aus Südafrika, dem ehemaligen Jugoslawien, den Philippinen und ganz Lateinamerika dabei, um ihre Erfahrungen zu teilen. Hauptziel ist, Kolumbien dazu zu bringen, endlich die Konvention der Vereinten Nationen gegen solche Praktiken zu unterschreiben. „Wie kann ein Staat sich nach außen als demokratisch präsentieren, wenn außerhalb der zwei großen Städte des Landes keine Behörde so funktioniert, wie sie laut Verfassung sollte?“, fragt Angélica – 2001 hat der „Block Catatumbo“ ihren Bruder verschwinden lassen. „Und trotz offizieller Demobilisierung“, fügt sie hinzu, „kooperieren Paramilitärs zumindest in ihrer Provinz nach wie vor mit staatlichen Behörden, üben Kontrolle über Supermärkte, Handelszentren oder Banken aus, bedrohen die Menschen, ohne dass irgendeine Behörde dagegen etwas unternehmen könnte.“ Wie der Paramilitär „Iguano“ uns in einer öffentlichen Anhörung sagte: „Uns nennen sie Terroristen, ein größerer Terrorist ist der Staat, der uns unterstützt.“

Angélica wurde über die Nationale Kommission für Versöhnung und Entschädigung nun vorerst eine so genannte administrative Entschädigung angeboten – 18.000.000 Pesos, knapp 7.000 Euro für ein Menschenleben. „Eine Unverschämtheit“, schnaubt sie, „in dieser Gesellschaft denken sie wirklich, die Wahrheit könne man kaufen. Ich will, dass klar ist, dass mein Bruder kein Terrorist, kein Killer, kein Drogenabhängiger war. Er war ein guter Junge, nicht reich, aber er hat hart gearbeitet. Und ich will, dass sie mir sagen, warum sie ihn umgebracht haben und wer dahinter steckt!“

1.13 Auf den Fluren von „Gerechtigkeit und Frieden“

Luis Gonzales weiß genau, dass er hier nicht als Ehrengast geladen ist, deswegen fängt er auch gleich an, sich zu verteidigen. „Kein anderes Land der Welt hat in drei Jahren das geschafft, was wir mit dem Prozess für Gerechtigkeit und Frieden (Justicia y Paz) bereits erreicht haben“, schleudert der Direktor der Sonderstaatsanwaltschaft „Justicia y Paz“ vom Podest in den Kongresssaal. „2002 gab es 66 Morde pro hundert Einwohner, heute gibt es fast 30.000 Anklagen, die bearbeitet werden, 2.000 Exhumierungen, 800 Opfer, die die Überreste ihrer Angehörigen erhalten haben“. 10. Dezember, Menschenrechtstag, der Kongresssaal Bolivar ist mit Nichtregierungsorganisationen gefüllt. Gonzales erntet eisige Blicke, vor allem aus der Ecke links, wo Vertreter von Justicia y Paz sitzen, nur dass die ökumenische Menschenrechtsorganisation schon vor 2005 so hieß, also bevor das Gesetz 975 für „Gerechtigkeit und Frieden“ (Ley de Justicia y Paz, LJP, 25. Juli

2005) erlassen wurde und der Demobilisierungsprozess mit den Paramilitärs auf eine rechtliche Basis gestellt wurde⁴.

2003 beginnen erste Kämpfer der Selbstverteidigungsgruppen Kolumbiens AUC (Autodefensas de Colombia) in Medellín damit, ihre Waffen abzugeben. Atemlosigkeit in der Bevölkerung – das gab es noch nie. Entsprechend publikumswirksam wird die Demobilisierung der ersten Blöcke in Szene gesetzt. Dann Eklat: Oberste Kommandanten wie Mancuso, Ernesto Baéz, El Viejo präsentieren sich vor dem Kongress und sprechen von den „großen Opfern“, die die AUC im Namen des Vaterlandes erbracht habe, selbst sei man nur „gottesgläubiger Familienvater und Unternehmer, der in den Krieg hineingedrängt wurde“ (Mancuso). Aus Hollmans Archiv fischt ich ein paar Aufnahmen: der Kongress im Ausnahmezustand, unten, in eleganten Anzügen, tausendfache Mörder, denen Dutzende Abgeordnete konzentriert und kopfnickend lauschen. Oben auf den Rängen, Nervenzusammenbrüche und Sicherheitskräfte, die eben jene, in Tränen aufgelöste Familienangehörige der Opfer grob zurückdrängen. „Eine öffentliche Schande“, ein „Spektakel der Straflosigkeit“ – rufen Menschenrechtsorganisationen. Cut: „In einem Friedensprozess gibt es immer etwas Straflosigkeit, wir müssen uns aber darum bemühen, dass diese so gering wie möglich ausfällt“. Uribes Reaktion.

„Das nennt man Übergangs-Justiz“, beendet Luis Gonzales seinen atemlosen Diskurs, „Kolumbien befindet sich nicht in einer Situation des Post-Konfliktes. Glaubt ihr denn, ein einziger Paramilitär hätte sich demobilisiert, wenn ihn danach 60 Jahre Gefängnis erwarten?“ Dank „Justicia y Paz“ sei nun endlich damit begonnen worden, Licht in ein dunkles Kapitel der Vergangenheit zu bringen, „um ein neues, eines der Versöhnung, zu beginnen.“ Er hat auch keinen Applaus erwartet.

1.14 Frieden im Büro von Envigado

„Für euch Journalisten muss das ja hier das Paradies sein“, begrüßt mich Gustavo Duque, Leiter der Einheit ‚Exhumierungen‘ der Sonderstaatsanwaltschaft „Justicia y Paz“ in Medellín, „eine Geschichte nach

⁴ Wikipedia kennt eine eigene Unterkategorie für „Paramilitärs in Kolumbien“. Instrument vor allem der Landoligarchie, ihre Besitztümer zu verteidigen und zu vergrößern. 1960er/70er: Mittel der Aufstandsbekämpfung („Schmutziger Krieg“) im Rahmen der US-Doktrin der Nationalen Sicherheit (Kampf dem Kommunismus!), Rechtliche Rahmenbedingungen, Ausbildung durch staatliche Sicherheitskräfte, Counterinsurency-Politik (Kampf der Guerilla! FARC-Gründung: 1965, ELN: ein Jahr später), 80er: Verteidigung politischer und wirtschaftlicher Interessen von Drogenmafia, Großgrundbesitzern, lokalen Politikern und militärischen Akteuren. 1997: Gründung des paramilitärischen Dachverbandes AUC, bei der EU geführt als „terroristische Vereinigung“.

der anderen!“ Ich bin für ein Wochenende in die zweitgrößte Stadt des Landes gefahren, nachdem es mit der Staatsanwaltschaft in Bogotá nie zu einem Termin kam. Duque hat sofort zugesagt. „Wir haben nichts zu verbergen, Frau Journalistin“, hat er am Telefon gleich dreimal gesagt. Jetzt sitze ich also hier, vor mir Berge von schaurigen Dokumenten: Exhumierung in Santa Ana, Exhumierung in Santo Domingo, Übergabe der sterblichen Überreste an Señora ..., Duques tägliches Geschäft. Hinter ihm an der Wand klemmt Jesus am Kreuz, eine etwas gruselige Konstruktion aus Blechgabeln, außerdem hängt sie total schief. Duque legt die Stirn in Falten, knickt die Schultern ein, gedämpfte Stimme, sein Blick immer direkt in die Augen. Zuerst die Fakten: Etwa 3.000 sterbliche Überreste wurden bisher geborgen und identifiziert. An die Familien übergeben wurden davon 800. Auf den Zuständigkeitsbereich Medellín – Antioquia, Chocó, Quindío, Risaralda – fallen mehr als 700 Überreste, knapp 200 Übergaben. Antioquia, Chocó, Quindío, Risaralda – das ist in etwa ein Drittel der Fläche Deutschlands, Gustavo Duques Sondereinheit, das sind mit ihm drei weitere Staatsanwälte.

Ihr Büro haben sie im hässlichen 1970er-Jahre Klotz des Edificio Mónaco im Vorort Envigado aufgeschlagen, ehemals Eigentum des Drogenzars Pablo Escobar, dessen Kartell der Stadt ab Ende der 1980er Jahre den Ruf der weltweiten Mordhauptstadt einbrachte. Envigado gilt seitdem als ein Knotenpunkt von Auftragsmord und Drogenhandel – das berüchtigte „Büro von Envigado“ sei, mit wechselnder Besetzung, nach wie vor aktiv, hatte mir Jorge Valencia erzählt. Von Medellín an den Atlantik – das ist eine der wichtigsten Schmuggelrouten des Landes – sie läuft einmal quer durch Duques Einsatzgebiet. „Wir tun, was wir können“, erklärt Duque. Dass das nicht reichen kann, ist offensichtlich. Noch heute können einige Exhumierungen nicht vorgenommen werden, weil die Sicherheit der Beamten nicht garantiert ist. Oder der Begleiter – meist ist ein ehemaliger Kämpfer als Zeuge mit im Gelände, den Fincas oder Wäldern, in deren Boden irgendwo Dutzende Leichen begraben liegen. „Wir bemühen uns aber immer, mit den Opfern zusammen zu arbeiten“, betont Gustavo Duque immer wieder, „denn, auch wenn wir von allen als Buhmänner abgestempelt werden, wir haben auch gelernt.“ Schließlich gehe es allen Parteien um dasselbe Ziel: Wahrheit zu erlangen und dem jahrelangen Schmerz einen Ruheort zu geben. „Das ist, was mich antreibt“, sagt er, „einen Teil zur Konstruktion eines friedlichen Vaterlandes beizusteuern. Denn auch ich hätte Opfer sein können.“

1.15 „Versöhnung? 21. Etage!“

Jung, motiviert, perfektes Make-up. Man sieht Maria Angélica erst nicht an, dass sie völlig überfordert ist. Es braucht keine Stunde, um das zu merken. Ich bin zurück in Bogotá, in einer ranzigen Kammer im Torre Avianca, zehn Blöcke vom Kongress entfernt. „Entschädigung und Versöhnung?“ 21. Etage!“, wird mir an der Pforte der Weg gewiesen. Die Comisión Nacional de Reparación y Reconciliación (Nationale Kommission für Entschädigung und Versöhnung – CNRR), zu der die ranzige Kammer und Maria Angélica gehören, ist von der Regierung im Rahmen des Prozesses „Gerechtigkeit und Frieden“ gegründet worden und soll sich „um die Opfer kümmern“. Genauso wie der Sondergerichtshof, der mit 23 Staatsanwälten, 150 Untersuchungsbeamten und 30.000 Anklagen restlos überfordert ist, sind es die 50 Mitarbeiter der CNRR, die in acht Jahren 40 Millionen mit einem halben Jahrzehnt Bürgerkrieg versöhnen sollen. „Das geht nicht, das ist völlig unmöglich, wir sehen unsere Aufgabe eher darin, die Konditionen dafür zu schaffen, dass die Gesellschaft überhaupt erst mal versteht, mit was sie sich versöhnen soll“, sagt Maria Angélica, lächelt höflich, fährt sich durch die Haare und türmt einen Berg Info-Material vor mir auf.

Die CNRR ist keine Wahrheitskommission wie in Südafrika, die CNRR ist ein seltsamer Versuch, ein neues Kapitel zu beginnen, ohne das Alte beendet zu haben. Ein Boot auf offener See zu reparieren, sozusagen. Ohne rechtliche Befugnisse und „unsere finanzielle und personelle Ausstattung lässt ein bisschen daran zweifeln, ob sich der Staat wirklich des Ausmaßes unserer Aufgabe bewusst ist.“ Maria Angélica wischt sich hektisch und lächelnd einmal quer übers Make-up und lässt schwarze Augenringe zurück. Bisher ist nur in Medellín ein Pilotprojekt zur „integralen Reparation ange laufen“, sonst läuft die „administrative Entschädigung“. Maria Angélica findet die Liste gerade nicht, die regelt, wie viel Pesos es für Mord, wie viel für Vergewaltigung und wie viel es für Vertreibung gibt. „Aber das Problem ist, dass ja die meisten Opfer Opfer vieler dieser Verbrechen sind.“ Und dann gibt es, „bisher an einer Hand abzuzählen“ ein paar Versöhnungsaktionen: Kommunen, in denen Täter, Feinde, Opfer zum Beispiel zusammen eine Bibliothek gegründet haben.

Trotzdem reagierten die Medien nicht richtig, man versuche, „da mehr Input zu geben, die Geschichten der Opfer öffentlich zu machen, ihnen ein Gesicht zu geben“. Denn die Medien würden eben doch die Geschichten der Täter spannender finden, über die dann auch Maria Angélica eine halbe Stunde redet. Denn die CNRR gibt Menschenrechts-Kurse in Hochsicherheitstrakten, mein Antrag, sie zu begleiten, wurde sieben Mal von der INPEC, der Nationalen Behörde für Strafanstalten, abgelehnt. „Du weißt, dass diese Person ein

tausendfacher Mörder ist, aber man muss sich zwingen und auch ihnen zuhören.“ Maria Angélica, mit den Augen ringend, mit sich ringend. „Sie fühlen sich allein gelassen und verraten, denn die Abmachungen mit der Regierung, die es im Vorfeld der Demobilisierung gegeben hat, wurden gebrochen.“ Hausarrest statt Gefängnis, keine Auslieferung in die USA, wohin 40 Bosse jetzt eben doch abgeschoben wurden, darunter Don Berna, Mancuso und HH – wegen Drogenhandels. Ihre Verbrechen gegen die Menschenrechte bleiben in den Akten der kolumbianischen Staatsanwaltschaft. „Und bisher wurde kein einziger im Prozess für „Gerechtigkeit und Frieden“ verurteilt, niemand weiß, was nach Ablauf der acht Jahre passiert, auf die ihre Strafen minimiert wurden, denn keiner hat bisher eine Strafe erhalten.“

1.16 5.000 CDs mit Wahrheit?

Angelaufen ist auch die Arbeit der Abteilung „historische Erinnerung“. Zwei der hunderte von Massakern hat sie bisher aufgearbeitet, zehn weitere sind in Planung, eine Dokumentation der „Versiones Libres“, der Anhörungen ehemaliger Kämpfer, läuft und eine Zusammenfassung von „Formen der Erinnerungsarbeit von Opfer-Organisationen“ ist gerade abgeschlossen. „Viel Arbeit, wenig Geld“, sagt María Victoria Uribe. Aber wenigstens könnte die Abteilung unabhängig arbeiten, „wenigstens können wir anfangen, zu arbeiten“. Uribe, der Name ist in Kolumbien so gebräuchlich wie Schmidt und Mayer, María Victoria aber ist Punk-Rock. Knallgrüne Turnschuhe, knallroter Fransenschnitt, lila Lippenstift, klares Urteil. „Der Prozess „Justicia y Paz“ wird uns dem Frieden nicht näher bringen“, sagt sie, „und er interessiert die Gesellschaft auch einen Scheiß!“ 5.000 CDs bearbeitet sie gerade, mit den Anhörungen, die bisher gemacht wurden, 50 für jeden der 3.000 Angeklagten. Jeder von ihnen hat rund zwei bis dreitausend Menschenrechtsverbrechen begangen und ja, die Justiz beginne damit, zu arbeiten: der Parapolitik-Skandal, aufgrund dessen 130 Politiker wegen Verbindungen zum Paramilitarismus hinter Gittern sitzen, Militärs, die wegen Massakern verurteilt wurden, „aber es geht alles schleppend langsam und Urteile kommen immer erst, wenn die wahren Schuldigen in Politik und Wirtschaft nicht mehr leben oder über alle Berge sind.“ Diese Gesellschaft sträube sich regelrecht dagegen, zu erinnern, sagt Uribe. „Gewalt hat sich in die Strukturen unseres Alltages gefressen, hier funktioniert alles durch Gewalt, Gewalt lässt alles funktionieren, ich habe meine Zweifel, ob wir irgendwann mit dieser Tradition brechen können.“ Und dann lacht sie etwas bitter: „Es ist schon verrückt: Der Staat ruft Institutionen wie uns ins Leben und gleichzeitig ist es die Regierung, die unsere Arbeit am meisten behindert.“

„Weißt du, dass María Victoria mal Kandidatin beim Schönheitswettbewerb in Cartagena war?“ Eduardo grinst mir über sein Bierglas zu, 1986 sei das gewesen. Doch statt in die Kameras zu blinzeln, sprang sie nackt in den Pool, sprach über Abtreibung, die Legalisierung von Cannabis und freie Liebe. So viele Schlagzeilen wie damals bekommt Uribe für ihre jetzige Arbeit nicht.

2. Land – Leben – Würde: Curvaradó und Jiguamiandó

„Auf mein Land kam so'n Typ, der nahm mein Gold. Kam mit weißer Weste und ausländischem Akzent, hat versprochen statt Gold viel Geld da zu lassen. Danach ist er nie wieder aufgetaucht, aber meine Schätze, die hat er sich unter den Nagel gerissen“ (ChocQuibTown – Oro)

2.1 Leben hinter Stacheldraht

Die Fahrt von Apartadó nach Camélias sagt eigentlich schon alles: zweieinhalb Stunden durch den „Bananengürtel“ bis nach Mutatá, traditionell von paramilitärischen Verbänden dominiertes Gebiet, jedoch mit einigen abgelegenen Kurven und Tälern, wie dem „Cañon de la Llorona“, dem „Tal der Tränen“, in das viele hinein, aber nie mehr hinausfahren: der Korridor ins Hinterland Richtung Serranía de Abibe, einem traditionellen Gebiet der FARC. Heute prangt alle fünf Kilometer eine Plastikplane, die aussieht wie die Ankündigung eines neuen Hollywoodstreifens: Ein Soldat mit angestrengtem Blick liegt da im hohen Gras, hinter ihm Fallschirmjäger, Flugzeuge, Hubschrauber in Aktion. „Sichere Fahrt dank unserer Armee“, steht darüber. Denn: „In Kolumbien, ja, da gibt es Helden!“ Acht Kontrollposten, vier Panzer haben sie stationiert. Ab Mutatá dann drei Stunden Staupiste voller Schlaglöcher, voller Monotonie: Weideflächen und Ackerland, 70 km, Ölpalmen, Bananenstauden, Yuccaplantagen links, Ölpalmen, Bananenstauden, Yuccaplantagen rechts. Ab und an eine Rinderherde. Und vier Kontrollposten des Militärs. Die letzten zwei Meter führen über eine wackelige Brücke aus fünf halben Baumstämmen durch ein Holzgatter auf dreieinhalb Hektar, umsäumt von einem dünnen Zaun aus zwei Strängen Stacheldraht. Darüber steht in bunten Lettern aus Ölfarbe: „Humanitäre Zone – ausschließlich für Zivilbevölkerung, Bewaffneten ist der Zutritt untersagt“.

Camélias, eine von acht humanitären Zonen, die in den letzten Jahren an den Ausläufern der Flüsse Curvaradó und Jiguamiandó entstanden sind,

eine von rund zwanzig, die mittlerweile im ganzen Land existieren. Anerkannt von Europäischer Union, Vereinten Nationen, der Interamerikanischen Menschenrechtskommission. Gemeinden, die beschlossen haben, keine Waffen auf ihrem Territorium zu dulden, mit keinem der bewaffneten Akteure zusammenzuarbeiten, sich für eine friedliche Lösung des Konfliktes und gegen Straflosigkeit einzusetzen und an ihrer traditionellen Lebensweise festzuhalten. Dass das einer offenen Kriegserklärung gleichkommt, weiß ich da noch nicht.

„Ihr lasst euch einsperren wie die Schweine im Stall, das sagen die uns“, sagt Doña Maria, die Dorfälteste zur Begrüßung und nickt Richtung Stacheldraht. „Die“, das sind mal das Militär, mal illegale Gruppen, Paras, Guerilla, mal multinationale Konzerne. Für Doña Maria ein und derselbe „Haufen“. „Dabei ist es eben dieses Tor, mit dem wir uns die Freiheit erkämpft haben, selbst zu bestimmen, was Freiheit ist“. Das Tor schwankt sachte zurück in seine Angeln: ein bisschen Holz, ein paar Nägel, eine Schnur, damit der Wind es nicht aufschiebt. Und doch schützen diese zusammen genagelten zwei Meter Leben, trennen zwei Welten. Krieg und... Frieden?

Doña Maria blickt skeptisch auf ihren Pielroja-Tabakstummel, dreht ihn dann um und steckt sich das Kraut verkehrt herum in den Mund, Glut nach innen. Zwei, drei Züge, ohne das Gesicht zu verziehen, pult die Kippe wieder raus, spuckt auf den Boden. „Frieden...“, sagt sie dann mit dieser Stimme, die weiß Gott mehr als nur den Rauch einer Pielroja geschluckt hat, „Weißt du, mein Kind, ich mag das Wort Frieden nicht. Worte wechseln die Bedeutung, je nachdem aus welchem Mund sie kommen.“ Wie soll Doña Maria auch vom Frieden sprechen, nach diesen letzten 14 Jahren. In denen sie mit ansehen musste, wie neben ihr hunderte Männer, Frauen, Kinder ums Leben gebracht, Minderjährige vergewaltigt wurden, Dörfer und Gemeinden niedergebrannt, ihr ganzes Hab und Gut geraubt wurde. In denen sie sich monatelang im Dschungel verstecken musste, weil sie 14 Mal gewaltsam von Ort zu Ort getrieben wurde. Und die nun zwar zurückgekehrt ist, auf ihr Land, das aber nicht mehr dasselbe ist. „Ich lasse mich nicht mehr vertreiben“, sagt sie dennoch, „wenn sie mich töten wollen, sollen sie mich töten, ich habe keine Kraft mehr, noch einmal wegzugehen.“ Ihr Blick ist müde, ihre Stimme nicht. Doña Maria hat den Frieden verloren. Aber sie kämpft für etwas, das ihr vielleicht ein bisschen davon zurückgibt. Land und Leben, Leben in Würde.

2.2 Von Drachen und Spinnen

„Vom Dach aus wollen wir eine Schnur zum Boden spannen, eine Verbindung zwischen Himmel und Erde.“ Eustagio, Dorfvorsteher von Came-

lias, stapft mit mir durch die drei Hektar Gemeinde, zeigt hier was, zeigt dort was, jetzt zeigt er auf eine Holzkonstruktion. „Wie ein Drachen, der am Himmel fliegt, verstehst du?“ Der Drachen soll über dem ersten Klassenzimmer schweben, das eine Waldorfschulen-Form hat. Achteckig statt quadratisch. Die ganze Gemeinde ist so angelegt, der Dorfplatz in der Mitte, die Häuser strahlenförmig darum herum. „Wie ein Spinnennetz“, erklärt Eustagio, „ein Netz spinnen, verstehst du? Das ist unsere einzige Möglichkeit, hier zu überleben.“ Ganz genau zu erkennen ist die Geometrie noch nicht, jede Menge Gestrüpp und kahle Palmstummel stören. Ihnen fehlt die Krone, die Wurzeln aber stecken noch fest in der Erde. Die Widerstandsgemeinde ist knapp ein Jahr alt. Lehrer für die Schule gibt es noch nicht, das Holz für die Konstruktion wird knapp genauso wie das Wasser im Brunnen, das ohnehin einen Eisengeschmack hat. Das zum einen. Vor allem aber das andere: „Oft bläst der Wind so heftig, dass der Spinne nichts anders übrig bleibt, als sich mit aller Kraft festzuklammern.“ Eustagio mag Symbolik. Den Wind in Worte zu fassen, wäre in einem Satz auch nicht möglich.

„Der Konflikt hier im Urabá Chocoeño ist ziemlich komplex“, hat mich Padre Alberto bereits im Vorfeld gewarnt. Er ist von Justicia y Paz. Die Menschenrechtsorganisation begleitet die Friedensgemeinden seit Ende der 1990er Jahre. Ein Geflecht sei das aus wirtschaftlichen, politischen und geostrategischen Interessen, in den Paramilitärs und Guerilla genauso verwoben sind wie internationale Unternehmen und der kolumbianische Staat selbst. In der einst völlig ruhigen Provinz haben sich alle Akteure des kolumbianischen Dauerkonflikts angesiedelt: Die Guerilla nutzt die Gegend vor allem als Sammelbecken und Rückzugsgebiet. Die Paramilitärs vertreiben die Einheimischen, um Platz zu machen für wirtschaftliche Erschließungsprojekte unter stillschweigender Duldung, manchmal auch mit offizieller Unterstützung der Armee – und der Drogenhandel hat den Kampf um strategische Schmuggelrouten und Anbauflächen für Koka-Plantagen beigemischt. „Aber“, sagt der Padre dann, „für uns sind das eigentlich nur zwei Konfliktakteure – Guerilla und Staat.“ 20.000 Menschen, die meisten von ihnen Afrokolumbianer, wurden seit Mitte der 1990er Jahre gewaltsam von hier vertrieben, so schätzt Amnesty International. Und die Gewalt geht weiter. Deswegen wird in ein paar Tagen Gay McDougall, Sondergesandte für Belange afroamerikanischer Minderheiten der Vereinten Nationen, in die Region reisen. Eineinhalb Stunden haben die Gemeindemitglieder dann Zeit, um ihr zu erklären, was hier seit Mitte der 1990er Jahre passiert. Dabei hätte jeder von ihnen ein ganzes Leben zu erzählen.

Zehn Tage werde ich in den Ausläufern der Flüsse Curvaradó und Jiguamiandó verbringen, Zubringer des Atrato, im Norden des Departments Chocó, im Nordwesten Kolumbiens. Hier befindet sich der zweitgrößte Regenwald

Amerikas, er gilt als einer der zehn „Biodiversität-Hotspots“ der Welt, noch vor dem Amazonas. 40.000 Quadratkilometer voller Wasser, Wälder, Flüsse und Berge, reich an Gold und anderen Edelmetallen, Mineralien und Erdöl. Eine Schatzkammer mit Zugang zur Pazifik- und Atlantikküste, Korridor an der Route von Medellín zum Golf von Turbo, ganz oben, an der Grenze zu Panamá. Ein Paradies. Das erklärt schon viel.

2.3 Vergessenes Paradies

Pueblo Nuevo liegt 40 Kilometer von Camelias entfernt, mitten im Dschungel. „Was diese Erde für mich bedeutet, fragst du?“ Efreden blickt von seiner Flickarbeit an einem Fischernetz auf und sieht mich an, als hätte ich ihm die dümmste Frage der Welt gestellt. „Alles, Mädchen, alles. Diese Erde ist Leben, sie ist unsere Mutter, sie ernährt uns, sie lehrt uns, sie heilt uns, sie gibt uns Frieden und begräbt unsere Toten. Wir sind nichts ohne sie!“ Efreden ist am Jiguamiandó geboren, es ist das Land seiner Vorfahren, 85 Prozent der Bevölkerung sind Afrokolumbianer wie er. Nachkommen von Sklaven, die im 16. Jahrhundert aus dem Kongo verschifft wurden, um in den Minen, auf den Feldern, auf den Lastkähnen zu schuften und für die Kolonialherren Gold und Rohstoffe aus der Erde zu holen. Einige leisteten Widerstand, kauften sich frei, flohen in die Wälder und kämpften gemeinsam mit den Indígenas für ihre Rechte. So wie der berühmte Benkos Bihojo, ein Sklavenführer, der das erste Palenque – ein Wehrdorf gründete. Für Efreden hat er die gleiche Bedeutung wie Simón Bolívar im Rest des Landes. „Der Chocó“, sagt er, „war schon immer eine Region der Widerspenstigen.“ An der Wand seiner spartanisch zusammengezimmerten Holzhütte hängt ausgebreitet das Fell eines Leoparden, an der Decke der Holzspeer, mit dem er ihn in einer Vollmondnacht erlegt hat. „In unseren Adern fließt das Blut dieser Cimarrones, der Sklaven, die den Kampf für ihre Freiheit aufgenommen haben.“ Die Gemeinden kämpfen diesen Kampf bis heute. „Sklaverei hat viele Gesichter“, sagt Efreden und zwinkert mir dann zu. „Widerstand auch!“

Bereits Ende der 1970er Jahre beginnen sich die Schwarzen-Gemeinden zu organisieren – ihr Weg zu mittlerweile gefestigten und einflussreichen Organisationen wie ACIA oder OCABA⁵ wird unterstützt von Priestern und Nonnen, die in die Praxis umsetzen, was in ganz Lateinamerika unter dem Stichwort „Befreiungstheologie“ an Bedeutung gewinnt: Kompromiss für die Armen, Kampf der sozialen Ungerechtigkeit. Wie kann es sein, fragt

⁵ ACIA = *Asociación Campesina Integral del Atrato* (Vollverband der Bauern des Atrato-Flusses), OCABA = *Organización de Campesinos del Bajo Atrato* (Bauernverband des Unteren Atrato-Flusses).

man sich, dass der Chocó in allen Indikatoren – Zugang zu Wasser, Elektrizität, Bildung, Gesundheit – die Negativ-Statistik anführt, acht von zehn Chocoeños in extremer Armut leben? Warum erlaubt der Staat nationalen und internationalen Unternehmen im Chocó immer noch zu agieren wie in Sklavenzeiten: den Reichtum abgreifen, ohne zur Entwicklung der Region und ihrer Bevölkerung beizutragen? Die Politik schien den Chocó vergessen zu haben, die Wirtschaft dagegen beginnt, ihn zu entdecken.

2.4 Faule Blätter behindern das Wachstum

Manuel hält mir eine dampfende Plastikschaale unter die Nase. Kaffee mit fünf Löffeln Panela (getrockneter Zuckersaft) schießen mir in die Glieder. Es ist fünf Uhr morgens. Vor mir, an der Wand, eine „Köln by Night“ Postkarte. Augenreiben. Ich bin mitten im kolumbianischen Dschungel. „Als Repräsentant des Gemeinderates von Jiguamiandó war ich ja schon einmal auf eine Europa-Reise eingeladen, um dort über die Situation hier zu berichten“, schmatzt Manuel mit Kochbanane in der Backe. „Tolle Kirche, aber viel Stein und kalt.“ Es geht los: Manuel und Efred stochern einen Einbaum 40 Minuten flussaufwärts, vorbei an dicht bewachsenen Ufern, aus denen 25 Meter hohe Caracoli-Bäume ragen. Der Lärm der Vögel ist ohrenbetäubend, Lianen baumeln ins Wasser, zwingen die Fische zum Umweg.

Wir fahren zum Arbeiten auf ihre Felder, die mitten im Urwald liegen – 17 Hektar auf vier Parzellen verteilt, eine mit Reis, zwei mit Bananen, eine gemischt – Papaya, Mango, Yucca, Avocado und andere Früchte, deren Klang ich nicht in Buchstaben übersetzt bekomme. Eine frische Brise vertreibt die feuchte Schwüle. „Es ist wichtig, die Felder alle fünf Jahre zu wechseln und die Erde ruhen zu lassen“, erklären sie, während ihre Macheten faule Blätter von Bananenstauden abschlagen. Damit der Wald nachwachsen kann, der für die frische Brise sorgt, der das Wasser rein hält und Schatten spendet. „Verstehst du?“ Efred wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Eure Konzepte und unsere Konzepte von Entwicklung sind sehr unterschiedlich. Wir pflanzen und ernten die Dinge, die wir zum Leben brauchen, wir fordern nicht immer mehr und mehr, das macht die Erde müde.“

In die neue Verfassung von 1991 konnten afrokolumbianische und indigene Organisationen ein wichtiges Etappenziel einbringen; abgesehen davon, dass sie zum ersten Mal überhaupt darin vorkommen. Das Ausführungsgesetz Nr. 70 von 1993 erleichtert und fördert die eigenständige politische Organisation: über 3.000 Vereinigungen entstehen, fordern Partizipation und feste Sitze in staatlichen Behörden und Gremien. So genannte

Regionaljuntas, später umbenannt in „Consejos Mayores“ (Hohe Räte), werden gegründet, um die in den Gemeindeversammlungen getroffenen Entscheidungen nach außen zu vertreten. So können kollektive Landtitel erlangt werden. Auflage ist: das Land nachhaltig zu nutzen, das Ökosystem zu schützen und zu erhalten sowie mit den staatlichen Umweltbehörden zusammenzuarbeiten. 1991 werden die ersten kollektiven Landtitel in Riosucio vergeben – in Bogotá allerdings kündigt der damalige Präsident Ernesto Samper gleichzeitig den Bau zweier gigantischer Infrastrukturprojekte im Chocó an: den Bau einer Trasse, die eine der letzten Lücken in der Panamericana, der Nord-Süd-Verbindung zwischen Alaska und Feuerland, schließen soll und die Konstruktion eines „Canal Seco“ – eines „trockenen Kanals“ aus Bahngleisen und Straßen als Alternative zum Panamakanal, der den Atlantik mit der Pazifikküste verbinden soll. „Der Chocó wird zum wirtschaftlichen und strategischen Hotspot des Landes, die Schwarzen-Gemeinden zum „Hindernis für den Fortschritt“, zitiert Effen spöttisch Stimmen von damals, „und das nicht nur für die Wirtschaft.“ Er war dabei, als das Institut für ländliche Nutzung INCORA im Jahr 2000 endlich dem langen Insistieren der Gemeinden nachkam und ihnen 64.084 Hektar und 50 Quadratmeter als Kollektivland überschrieb. 54.973 Hektar und 8.368 Quadratmeter waren es am Curvaradó. „Das ist eure Machete, mit der ihr euer Recht einfordern und euer eigenes Land bearbeiten könnt!“, schmetterte Präsident Pastrana damals pathetisch, vor allem für die Medien. Die Zuteilung kam zu einem Zeitpunkt, zu dem bereits weitere Akteure die Bühne betreten hatten: Der bewaffnete Konflikt erreicht ab Mitte der 1990er Jahre die Region und schafft neue Bedingungen für die wirtschaftliche Ausbeutung des Landes.

2.5 Mistkäfer bei der Morgenwäsche

Auf dem Rückweg von den Feldern rudern wir an fünf Militäreinheiten in Unterhosen vorbei, die, bis zu den Knien im Wasser, ihre Morgenwäsche verrichten. „Wie geht’s?“, rufen die. „Wie es einem armen Bauern eben geht, wenn er jeden Tag mehr Mistkäfer auf seinem Land entdeckt!“, ruft Manuel zurück. „Seit einigen Wochen nimmt die Militärpräsenz am Jiguamiandó wieder zu“, erklärt er. Ein Trupp habe vorgestern das Gemeindefland betreten, trotz des Verbotsschildes. „Die Vorderen hätten nicht lesen können, war die Entschuldigung“. Außerdem seien mehrere „Capuchados“, Vermummte, vermutlich von paramilitärischen Einheiten, gesichtet worden und: Am 30. Januar hatte es ein Bombardement nahe der Indigenengemeinde Uradá weiter oben am Fluss gegeben. Zwei Gemeindeglieder sind

schwer verletzt, einige Felder samt Ernten zerstört, das Wasser des Flusses mehrere Tage nicht trinkbar, die Region unter Schock. Ein „unglücklicher Zufall“ im „Kampf gegen die Guerilla“, sagte General Hernán Giraldo, Chef der 17. Armeebrigade danach gegenüber den Medien. „Das übliche Argument“, sagt Efren.

Am 30. Dezember 2008 kamen in Begleitung von kolumbianischen Soldaten Arbeiter des Minenunternehmens Muriel Mining Corporation auf das Land der Embera-Katio-Indianer, rodeten Bäume auf dem Berg Cara de Perro und ließen sich in Camps auf dem Gipfel nieder. Im Cara de Perro liegen Gold und andere Mineralien. Eigentlich hätten sie die indigenen Gemeinden vorher konsultieren müssen – das schreibt die Konvention 169 der internationalen Arbeitsorganisation ILO vor, die Kolumbien unterschrieben hat. Es wurden zwar Unterschriften präsentiert, doch die waren „gefälscht und erkauft“, das konnten die Embera-Katio nachweisen. Für sie ist der Cara de Perro heilig, dort wohnen die bösen Geister, nur Schamamen sind befugt, ihn zu betreten. Am Cara de Perro entspringen außerdem die Flüsse Jiguamiandó und Murindó.

„Schon jetzt merken wir, wie sich die Natur verändert. Von den Plantagen am Curvaradó kommt Pestizid-Regen, einige Pflanzen tragen schon lange keine Früchte mehr, andere sind verschwunden und der Luft fehlt Sauerstoff“, sagt Efren. „Stell dir vor, was passieren würde, wenn es am Cara de Perro mit dem Bergbau losgeht!“ Anfang Januar brechen alle Gemeinden des Jiguamiandó, einige des Curvaradó und NGOs zu einem Protestmarsch auf. „Wir haben Tage und Nächte am Fuße des Berges ausgeharrt“, erinnert sich Manuel, „bis die Muriel abgezogen ist.“ Doch Efren und Manuel misstrauen dem Frieden. Das Bombardement, die Militärpräsenz, mit Anti-Guerilla-Kampf hat das für sie nichts zu tun.

2.6 Die Wurzeln des Mangobaums

In der Tat erfüllt Don Erasmo einige Kriterien, um eine Guerilla-Front anzuführen. Er hat 20 Kinder großgezogen, wenn er deren Familien, Nichten und Neffen zusammenzählt, kommt er auf eine dreistellige Truppenstärke. Das erfordert Organisationstalent. Dazu kennt er das Leben in den Wäldern, alle Schleichwege, alle Windungen der Flüsse. Er ist ein guter Pfadfinder. Und ein guter Bauernführer. Ungerechtigkeit, Armut, Bestechung, Gier, kennt er alles – er hätte handfeste Gründe, um dem kolumbianischen Staat den Krieg zu erklären. Nur würde Don Erasmo nie im Leben eine Waffe anfassen. Und als die Guerilla ab Ende der 1970er Jahre im Urabá auftauchte, hatte er beileibe anderes zu tun als „Kommandant

der 57. Front der FARC“ zu werden, wie ihm das Verfahren Nr. 2022/2004 vorwirft.

Damals ist er gerade erst hierhin umgesiedelt, auf die Finca am Jiguamiandó, genau dorthin, wo heute die Widerstandsgemeinde „Nueva Esperanza“ liegt und eine „Biodiversitäts-Zone“ eingerichtet wurde, wie in freier Rechtschreibung auf eine Plastikplane gepinselt steht. „Unterstützt von Christian Aid und Europäischer Union – Resolution 2006/129-892“. Damit soll verhindert werden, dass bewaffnete Akteure die Felder und Wälder der Gemeinden als Kriegsschauplatz, Unternehmen sie zur Plantagenwirtschaft nutzen. „Leben, das bedeutet für uns Bauern, unser Leben leben zu können“, sagt Don Erasmo, „ich will keine Minen auf meinem Feld, keine Bombenkrater, keine Patronenhülsen und auch keine Ölpalmen, Pestizide oder Rinderherden.“ Er zeigt auf einen dicken Schlitz in der Plane. „Den haben paramilitärische Gruppen vor wenigen Tagen hier reingeritzt“, sagt er – die Gemeinde hat Stiefelspuren und ein Abzeichen der Uniform gefunden. Und, er zeigt auf einen gigantischen Mangobaum, dort habe das Militär bis vor kurzem ein Lager aufgeschlagen. Mit Anrufen bei wichtigen Stellen in Bogotá und mit Unterstützung von internationalen Organisationen hat die Gemeinde sie vertrieben. 70 Jahre alt, der Strohhut sitzt fest, die Beine stecken störrisch in Gummistiefeln, die Arme in die Hüften gestemmt: Don Erasmo ist keine 1,65 Meter groß, doch sein Wille, dieses Land zu verteidigen, ist mit jedem Meter des Mangobaums mitgewachsen. „Wir haben ihn gepflanzt, gleich als wir hier ankamen.“

Er kam aus Cordoba, wo es „unruhig“ wurde. Im Rahmen eines der ungelösten Dauerkonflikte Kolumbiens, der Landreform, hatte dort eine massive Repression gegen Kleinbauern, Landbesetzer und Bauernführer begonnen. Don Erasmo siedelt an den Jiguamiandó, erwirbt 270 Hektar Land. Die Arbeit ist schwer, aber die Erde fruchtbar und Don Erasmo voller Tatendrang. Mit den Jahren erarbeitet er sich: zwei Dutzend Schweine, Kühe, Hühner, sogar Rinder. Dazu eine Motorsäge, einen Kühlschrank, einen Bootsmotor. Von den Schwarzen-Gemeinden lernt er traditionelle Anbautechniken, seine Frau Agripina lernt medizinische Pflanzen und Kochrezepte kennen und Wassereimer auf dem Kopf zu balancieren. Bald teilt man Mythen und Legenden, raucht gemeinsam Pielroja umgekehrt, kurz: „Es gibt keinen Unterschied zwischen uns Mestizen und den Schwarzen, wir sind wie Brüder.“ Gemeinsam ist auch das Desinteresse an der Guerilla. „Die zogen hier ab und zu durch, irgendwann fingen sie auch an, mit den Bauern über Politik zu reden. Manche gingen mit ihnen in die Wälder. Doch wir hatten nichts mit denen zu tun.“ In den nächstgelegenen Städten allerdings wurde damit begonnen, Bauern und Plantagenarbeiter zu organisieren, Lücken zu füllen,

die der Staat nicht einnahm: Damals gab es kaum Infrastruktur, in kaum einer Gemeinde stand eine Schule, ein Krankenhaus.

Ab den 1980er Jahren nimmt die Präsenz der Gruppen zu. Die Zivilbevölkerung gerät mehr und mehr zwischen die Fronten eines Konfliktes zwischen ELN- und FARC-Guerilla, die sich bitter bekriegen, dazu kommen die traditionellen Konflikte zwischen liberalen und konservativen Gruppierungen. Die Plantagenbesitzer kontern mit ihren Milizen. Schließlich mischt sich die Armee ein, will den Urabá zurückerobern. Zuerst nehmen die Kontrollen zu, dann kommt die Wirtschaftsblockade und bald tauchen erste Gerüchte auf über Morde an Gewerkschaftlern und Vertretern von Gemeindeorganisationen aus Apartadó, Belén de Bajirá, Chigorodó und Turbo. Von der „Mano de la Muerte“, der „Hand des Todes“ wird hinter vorgehaltener Hand gewispert. Genaues weiß man nicht. Don Erasmo ist damals aber ohnehin mitten in der Vorbereitung seines Lebens-Projektes, ist viel zu beschäftigt. „Ich hatte alles, 17 Hektar Bananen, eine Gruppe von Mitstreitern, die Unterstützung der deutschen Organisation *Terres de Hommes*. Ich hatte einen kompletten Geschäftsplan.“ Den letzten Satz wiederholt er mindestens zehn Mal in diesem Gespräch. Eine Bananen-Assoziation soll gegründet werden, um einen besseren Preis für ihre Arbeit aushandeln zu können. Und eine Straße soll gebaut werden, um die verstreuten Fincas besser mit den aufkeimenden Handelszentren am Curvaradó zu verbinden. Brisas, Riosucio – bunte, fröhlich-hektische Hafenstädte, voller Vallenato-Klänge, voller Leben, voller Möglichkeiten. Und deswegen will Don Erasmo auch die schrecklichen Geschichten nicht wahrhaben, die man von dort immer lauter, immer häufiger hört. Und fährt im Februar 1997 trotzdem über Brisas nach Riosucio.

2.7 Die Hand des Todes

In Brisas – „Frische Brise“ – steht die Luft. Wie ein modriges Tuch legt sie sich auf die Lungen. Dick und schwer und stickig. 30 Meter staubiges Ufer trennt die wenigen Häuser vom Fluss, der träge und schlammfarben vor sich hin dünstet. Hektisch werden Jeeps entladen und Lastkähne bepackt, Bananenkisten, Säcke voller Yucca und Plátano. Hier und da steht einer, reibt sich den Bauch und brüllt irgendwas in ein Handy. Und trotzdem liegt eine beklemmende Stille über der Szenerie, kein Vogel ist zu hören, der grau verhangene Himmel scheint jeden Laut zu verschlucken, taucht alles in ein schales Licht. Als ob seit jenem Sonntag im Oktober 1996 noch keine Woche vergangen wäre.

Damals besetzte die 17. Brigade des kolumbianischen Heeres in Uniformen des Bataillons „Voltígeros“ das Städtchen, offiziell, „um die linke FARC-Guerilla zu vertreiben.“ Dabei hatten sie zwei Ex-Guerilleros der ELN. Sie drehen die Musik ab, befragen alle Dorfbewohner, werfen ihnen vor, von der FARC zu sein. Und sie kommen nicht allein. „Später am Nachmittag kamen Paramilitärs der Autodefensas de Córdoba und Urabá (ACCU) und diese Männer stellten keine Fragen mehr. Sie kamen, um zu töten“, erzählt Don Enrique. Er war nicht dort, als fünf Männer mit den Worten „Damit ihr seht, was mit den Guerilleros passiert!“ erschossen wurden. Doch das Massaker von Brisas, von Riosucio, Morde und Vertreibungen in Dutzend anderer Gemeinden ist zur kollektiven Geschichte aller hier in der Gegend geworden. Genauso wie einige Konteroffensiven der FARC. Genauso wie die Bombardierungen und die gewaltsame Vertreibung von 15.000 Menschen aus den Gemeinden Salaquí und Cacarica im Februar 1997. Verantwortet von der 17. Heeresbrigade unter General Rito Alejo del Río, in gewollter Kollaboration mit paramilitärischen Verbänden, genannt „Operation Genesis“. „Die Welt geht unter“, glaubt man an diesen vier Tagen in Cacarica.

Damit fangen sie an, die Jahre der *Violencia* – der Gewalt, des Terrors und der Vertreibung am Curvaradó und Jiguamiandó, in Cacarica, am Bajo Atrato. „Ich habe 18 Hände, neun Köpfe und 18 Genitalien aus dem Fluss geholt, in dem wir gewohnt waren, zu fischen“, erzählt Don Mario, der seit diesem 27. November 1997 keinen Fisch mehr isst. Er ist erst seit einem halben Jahr in der Widerstandsgemeinde Caracoli am Curvaradó, wo er Asyl suchte, weil die vom Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof verordneten Schutzmaßnahmen für ihn von der Regierung nicht erfüllt wurden. „Ich habe gesehen, wie ein vierjähriges Kind geköpft und in den Fluss geworfen wurde, wie eine schwangere Frau gevierteilt wurde, sich das Blut mit der Milch aus ihrer Brust vermischte.“ Eine dieser Aussagen reicht. Man will sich nicht ausmalen, was damals passierte. Ein Blick auf Don Mario reicht, um zu verstehen, dass hier eine Art zu leben vernichtet wurde, ein Modell, das nicht ins Schema passte. „Die haben mir die Waffe zwischen die Zähne gesteckt“, er schlägt sich auf den Mund, „damit ich ihnen die Wege zu den Fincas zeige, um sie niederzubrennen, um das Vieh, die Wertsachen, das Land zu rauben.“ Seine Lippen beben, seine Augen schreien, Bilder, die doch nicht richtig funktionieren, um Don Mario in diesem Moment zu beschreiben. Zu sagen, dass er mit gekrümmtem Rücken steht, sein ausgestreckter Zeigefinger in viel zu viele Richtungen zeigt, das wirkt schwach. Aber die Welt unter den Füßen schwinden zu sehen und zu sagen: „Sollen sie mich umbringen, ich schweige nicht!“, nur ein Dach aus ein paar trockenen Palmenblättern über dem Kopf, das ist etwas anderes.

2.8 „Wer ein Schwein hatte, schlachtete es“

Sie stehen am Ufer des Atrato-Zuläufers Trunadó, etwa auf der Höhe von Domingodó und winken mit einem weißen Laken, als sie Don Erasmo im Februar 1997 den Fluss hinaufkommen sehen. „Eine riesige Gruppe Menschen“, erinnert er sich, „mein Steuermann wollte nicht anhalten, aber ich sagte ihm, das sind Zivile, lass uns hören, was los ist!“ Ausgemergelte Frauen, weinende Kinder, „Verzweiflung in den Gesichtern dieser Fischer und Bauern, die uns um Salzwasser baten, denn sie hatten nichts gegessen und getrunken seit Tagen.“ Don Erasmo lädt fünf Kästen Limonade ab, für 250 Personen. „Ihr seid unser Schutzengel“, sagen diese und „teilen die winzige Menge ganz genau auf, Kinder zuerst, dann die Frauen, keiner drängt sich vor.“ Er fährt weiter, sucht Hilfe in den Dörfern, niemand glaubt ihm, niemand will etwas mit den Flüchtlingen zu tun haben. Erst im dritten Dorf, Villa Flor de Remacho, wird er angehört. Die Regionaljunta wird einberufen, ein Hilfeaufruf in andere Gemeinden geschickt. Am Abend setzt sich die Regionaljunta zusammen, organisiert Boote, Motoren, Lasttiere. „Wer ein Schwein hatte, schlachtete es, wer Reis hatte, brachte ihn, wer Bananen hatte, brachte Bananen.“ Die Versorgung der Flüchtlinge wird zur Gemeinschaftsaufgabe.

„Damals hatten wir noch keine Vorstellung von dem, was auf uns zukommen sollte“, erinnert sich Doña Agripina, doch bald gibt es aus jedem Dorf Meldungen über Tote, über Verschwundene. Parallel zu ihrem Vormarsch verhängen Armee und Paramilitärs eine Blockade über den gesamten Bereich des unteren Atrato, den Flussabschnitt Richtung Turbo, der Hauptverbindung für den Warenverkehr. „Und wer Essen über Land herbeibringen wollte, wurde bezichtigt, die Guerilla zu verpflegen. Wir durften nur einführen, was für eine Person reichte. Wie sollten wir damit Hunderte ernähren?“ Bald sind 4.500 Personen auf der Flucht. Don Erasmo sträubt sich, er hatte einen Plan, ein Geschäftsmodell, fast 20 Jahre Arbeit stecken darin, ein ganzes Leben. Er überhört Warnungen, unterdrückt die Angst und den Ekel, wenn wieder Leichen den Fluss hinab schwimmen. Die Pistole eines Paramilitärs an seiner Brust, er hat den Namen vergessen, ist die letzte Warnung, er schlägt sich durch den Wald nach Pavarandó, wo ein spartanisches Camp eingerichtet wird, für Flüchtlinge von überall her.

2.9 Schlangen, Spinnen, Schlamm

Zehn Familien, eingepfercht in vier Quadratmeter unter Plastikplanen, Hitze, Regen, drum herum das Militär, das den Bakterien und Paramilitärs

freie Hand lässt. Kinder sterben, Frauen werden zu Freiwild, 50 Menschen werden massakriert oder verschwinden spurlos, Tausende werden gedemütigt. „Wir wurden behandelt wie Bettler, für alles mussten wir Erlaubnis einholen.“ – Menschen, die nie von Jemandem abhängig waren, arm aber frei, gewöhnt, zu arbeiten und nicht daran, um Almosen zu bitten. „Eines Tages haben sich die Paramilitärs alle besoffen, feilten dabei ihre Macheten, haben ihre Waffen geladen. Wir wussten, heute töten sie uns alle“, erzählt Pablo. „Aber es gab eine Nonne, die war mit uns und hatte NGOs und das Rote Kreuz benachrichtigt. Sie kamen in der letzten Sekunde.“

Und doch ist Pavarandó ein Anfang, genauso wie das Stadion von Turbo, wo die Idee entstand, sich abzuschirmen von dem, was draußen passiert. Es wird viel diskutiert in diesen Tagen, hin und her gedacht. Über das, was man auch von San José de Apartadó erzählt, einer Gemeinde weiter östlich, die sich schon 1997 zur Friedensgemeinde erklärt hat. Der Kontext ist zwar ein anderer, das Ergebnis jedoch das Gleiche: Krieg gegen die, die nichts mit ihm zu tun haben. „Dass wir uns abgrenzen sollen, das klang nicht gut. Das klang so, als ob das Misstrauen, das der Krieg gesät hat, gewonnen hat.“ Neutralität klingt besser. Hunderte Menschen, die sich vorher nie gesehen hatten und plötzlich merken, dass sie das gleiche Schicksal teilen. „Nach und nach wurde Gewissheit, was wir vermutet hatten: Es ging nicht um die Guerilla, es ging um unser Land.“ Diesmal glaubt Don Erasmo den Gerüchten: Dass über Ölpalm- und Bananenplantagen, Bergbau, Rinderzucht und Tropenholz-Projekte auf den Ländereien der Flüchtlinge beraten werde, das scheint ihm nach all dem Erlebten völlig logisch. Dass kein Gesetz, keine Verfassung, keine Polizei das verhindern würde, auch. Und deswegen beschließt er, sich dem Trupp anzuschließen, der genug hat von Pavarandó. 1999, ein Jahr nachdem Álvaro Uribe, heute Präsident, damals Gouverneur von Antioquia, ins Camp gekommen war und sagte: „Alles gut, kein Problem, die Gewalt ist beendet, ihr könnt zurückkehren.“ „Wir waren unsicher, wir hatten Angst“, erinnert sich Danilo, „aber dann kam der Regen, es regnete und regnete und löste die Angst, die wir in der Seele trugen.“

„Neues Dorf“, „Gute Aussichten“, „Neue Hoffnung“ – die neuen Namen der Dörfer im Jiguamiandó-Tal sprechen für sich. Im Jahr 2000 wurden ja auch die kollektiven Landtitel anerkannt. Ein Jahr später lassen paramilitärische ACCU-Verbände die „Neue Hoffnung“ am Jiguamiandó in Flammen aufgehen. „Es gibt Menschen vom Curvaradó, die auf unseren Friedhöfen begraben werden mussten, denn an den Curvaradó hatte sich keiner zurückgetraut“. 250 Menschen fliehen nicht wieder in die Lager, in die Städte wie manche andere. Sie verstecken sich in der Nähe, im Dschungel. Nur im Morgengrauen Feuer machen, weil da der Tau noch den Rauch verdeckt. Tagelang ohne Wasser auskommen, Insekten und Wurzeln essen, ohne sich

zu waschen – inmitten der Mücken, der Flöhe, Fliegen, Zecken, dem Staub, Schlamm, in dem sich die Schlangen, Spinnen und Bakterien tummeln. Nicht sprechen können. Hähne und Hühner schlachten müssen, nur damit sie nicht krähen, Hunden das Maul verbinden, damit sie nicht bellen und das Versteck verraten. Nicht den Paramilitärs, die sie als Guerilla bezeichnen, nicht der Guerilla, die sie als Informanten der Paramilitärs bezeichnet. Monatelang. Im 21. Jahrhundert. 500 Kilometer von einer Stadt entfernt, in der Álvaro Uribe gerade seinen Präsidentschafts-Wahlkampf vorbereitet.

Dorthin ziehen die Vertreter der Gemeinderäte im Oktober 2001 und fordern von der Regierung, eine Untersuchungskommission einzusetzen. Außerdem wird ein Fünf-Punkte-Plan erarbeitet: Garantien für eine sichere Rückkehr, materielle Entschädigung für die Zerstörung, Aufhebung der Blockade über den Atrato-Fluss, Rückgabe des Landes, Untersuchung und Verurteilung von Menschenrechtsverbrechen durch die 17. Heeresbrigade und die mit ihnen operierenden ACCU-Verbände. Eine offizielle Antwort erhielten die Gemeinden nie. Das Verfahren gegen General de Rio wurde 2002 kurz nach seiner Eröffnung zu den Akten gelegt, zwar 2008 wieder aufgenommen – bislang aber ohne Ergebnis. Die Gemeinden zogen vor den Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof. Der forderte die Regierung im August 2002 per Resolution auf, Schutzmaßnahmen zu ergreifen. Nichts passierte. Im März 2003 folgte der Resolution ein Urteil. Wieder passierte nichts. Und auch der Vorschlag der Gemeinden, drei humanitäre Schutzzonen mit dauerhafter Präsenz der Staatsanwaltschaft und der Ombudsstelle für Menschenrechte einzurichten, schien in Bogotá niemanden zu interessieren. Damals wird der Kontakt zur NGO Justicia y Paz wieder aufgenommen: mit deren und mit internationaler Unterstützung gelingt es, die Zonen trotzdem zu gründen.

2.10 „Samen des Friedens“

Das „Haus der Erinnerung“ ist das einzige Haus in „Nueva Esperanza“, das dem Feuer standhielt, das die Monate im Dschungel überlebt hat. Auf den Wänden stehen Namen, dahinter Jahreszahlen. 2001, 2002, 2003, 2004,... bis heute ist kein Jahr vergangen, in dem es keine Toten, keine Verschwundenen gab. Ich lese den Namen eines neun Monate alten Babys, eines 80 Jahre alten Ehepaares, von Familienvätern, Brüdern, Müttern. Fast 130 Namen. Fast 130 Geschichten, manche von ihnen nacherzählt mit Buntstift, in kantigen, kitzeligen Kinderzeichnungen. Ein Baum, ein Haus, ein Fluss, Männer mit Pistole und viel Rot. Rotes Feuer, rotes Blut, rote Tiere, tote Menschen.

An den Wänden steht aber auch: „Wir lassen uns nicht vertreiben, wir hören nicht auf, zu fühlen, zu denken, zu träumen, zu erschaffen.“ Darunter hängen Bastkörbe und das Schild: „Samen für den Frieden“, sie sind zur Hälfte gefüllt. Und es stehen Werkzeuge herum, eine Säge, ein Motor, ein Besen – Don Erasmo nimmt ihn und fegt und erzählt, dass man plant, Bananen, Reis und Früchte an alternative Händler zu verkaufen, dass seit einer Woche eine Lehrerin im Ort sei und dass „genau hier, vor...“, er überlegt, „vielleicht sieben Monaten ein Staatsanwalt gegessen hat und feststellen musste, dass ich nicht der Kommandant der 57. Front der FARC bin.“ Don Erasmo. Er hat ein Projekt. Der Prozess wurde eingefroren, nicht aufgehoben.

2.11 Don Enrique's letzter Gang

Don Enrique ist ein alter Mann. Er will die Welt nicht mehr verändern. Und auch kein Held sein. Auch Mitleid will er nicht. Er will einfach nur ein alter Mann sein dürfen und deswegen fordert er, „dass Verfassung und Gesetze eingehalten werden.“ 2002 kehrt er vom Jiguamiandó aus ins Curvaradó-Tal zurück. Als Erster, „die anderen kamen nicht raus, die Paramilitärs kontrollierten alle Wege.“ Doch er hat die Angst verloren. Viele Jahre bleiben ihm auch so nicht mehr, wenn er sterben muss, dann auf seiner Finca. Begraben werden will er in seiner Erde, auf dem Friedhof in Andalucia, neben seinen Söhnen, 1996 ermordet.

Er hat schon oft erzählt, was dann passierte, 2002, nach seiner Rückkehr. Und es ist ihm auch nicht mehr so peinlich, dass ihm dann die Tränen in die Augen steigen, wie damals, als er persönlich vor Jaime Sierra, einem Vertreter des Palmölunternehmens Urapalma, vorsprach: Die 130 Hektar seiner Finca sind komplett mit Ölpalmlantagen bedeckt, genauso wie Andalucia, die Gemeinde, die er 45 Jahre zuvor mitgegründet hatte, genauso wie die ganze Curvaradó-Region. Selbst der Friedhof wurde von den Baggern der Palmplanzer zerwühlt, nicht mal die Kleider der Toten, die dadurch an die Oberfläche befördert wurden, hatte man zur Seite geräumt. Wie „weggeworfener Müll“ lagen sie herum. „Todespalme“, so nennt Don Enrique die Pflanze.

Jaime Sierra vom Palmölunternehmen Urapalma wird inzwischen wegen Verbindungen zum Paramilitarismus gerichtlich verfolgt. Im Prozess 3856 sind noch 22 weitere Palmöl- und andere in der Region vertretene Unternehmen angeklagt, „Menschenrechtsverbrechen, gewaltsame Vertreibung, unrechtmäßige Landbesetzung, falsches Zeugnis und Umweltverschmutzung“ mit verantwortlich zu haben. Anschuldigungen dafür gab es unter an-

derem von führenden Paramilitärs, die 2008 wegen Drogenhandels an die USA ausgeliefert wurden. Das Verfahren liegt auf Eis. Aber es existiert. Immerhin führte Don Enriques Klage vor Gericht dazu, dass der Gemeinde wenigstens zwölf Hektar zurückgegeben wurden – darauf hat er 2005 mit einem Dutzend anderer Familien die Widerstandsgemeinde Caño Claro gegründet. In einem symbolischen Akt werden die Palmen gefällt, zerhackt, entwurzelt, die Kleidungsstücke wieder auf dem Gelände des Friedhofes begraben. Der Versuch, wenigstens ein bisschen von dem zurückzuerobern, was mit Gewehren und Baggern zerstört wurde. Wiedergutmachen kann das nichts. „Das können nur die Verantwortlichen“, sagt Don Enrique, die sitzen für ihn in Bogotá. Für Bogotá ist Caño Claro ganz weit weg.

2.12 Die Königin der Agrarpolitik

„Symbol einer neuen Agrarpolitik“, das ist die Ölpalme für kolumbianische Regierungen ab 1998. „Kolumbien bietet ideale Voraussetzungen für den Palmöl-Sektor“, erklärt Dr. Jens Mesa Dishington, Präsident der nationalen Vereinigung der Palmöl-Produzenten FEDEPALMA. Seit 50 Jahren wird die aus Guinea in Afrika stammende Pflanze in Kolumbien angebaut, dessen tropische Böden wie gemacht für die Palme seien, aus der pflanzliches Öl zum Beispiel für die Kosmetikproduktion, vor allem aber Biodiesel hergestellt wird. B10, ein Biodiesel, dem 10 Prozent Palmöl beigemischt ist, ist seit 2010 nationaler Standard, der Prozentsatz soll graduell aufgestockt werden. Klimaneutral, Beitrag zur Entwicklung der Dritte-Welt-Länder, das zur Neige gehende Erdöl ersetzen – Verfechter von Agrartreibstoffen haben überzeugende Argumente. Allerdings nicht genügend Flächen, um die Pflanzen anzubauen. Um die anvisierten 5,75 Prozent des EU-Treibstoffbedarfs zu decken, müssten etwa 25 Prozent der EU-Ackerflächen nur mit Energiepflanzen bestellt werden. Unmöglich. Deswegen wird auswärts aufgekauft.

Eineinhalb Stunden haben sich Herr Dr. Dishington, seine Sekretärin, seine Pressesprecherin und ein Berater Zeit genommen, um eine deutsche Journalistin in Bogotá zu empfangen. FEDEPALMA hat sich international zu einem der lautesten Verfechter einer „nachhaltigen Palmölproduktion“ gemacht. In der Tat gibt es in Kolumbien viele Flächen, die einst leer standen und nun vorbildlich geführt werden. Der erste „Runde Tisch für nachhaltiges Palmöl“ (RSPO) fand 2008 in Cartagena statt. „FEDEPALMA setzt sich dafür ein, dass die besten Konditionen für den Anbau geschaffen werden.“

Herr Dr. Dishington beantwortet die vorher per Mail geschickten Fragen mit großväterlicher Ausführlichkeit. Er jongliert mit den üblichen Schlag-

worten: Ländliche Entwicklung, Schaffung von Arbeitsplätzen, Substituierung von Koka-Pflanzungen. Genauso wird auch im Innen- und dem Landwirtschaftsministerium argumentiert. Im Rahmen des Aufstands- und Drogenbekämpfungsplanes „Plan Colombia“ wurden ab 2001 viele neue Plantagen vom Staat subventioniert. Weite Landstriche, die sich illegale Gruppen einst gewaltsam angeeignet hatten, sollten so „wieder unter Regierungskontrolle“ gebracht werden. „Verbunden war und ist das meist mit großen Infrastrukturprojekten“, erklärt mir Sebastian Rötters von der NGO FIAN, der in Kolumbien gerade Partnerprojekte besucht. Auf diese Weise würden die Ländereien „für die herrschenden Interessen abgesichert.“ Doch die Bauprojekte ließen die Landpreise weiter steigen und setzten die Kleinbauern noch mehr unter Druck.

In diesem Zusammenhang sind auch Gelder eingesetzt worden, die für die Entwicklung kleinbäuerlicher Betriebe bestimmt waren – „Agro Ingreso Seguro“, ein Programm des Landwirtschaftsministeriums. Doch die Wiederwahl Uribes 2006 stand gerade an – „Agro Ingreso Seguro“ steht heute für einen gigantischen Schmiergeldskandal: Wahrscheinlich im Austausch für Wählerstimmen sind Millionen-Subventionen geflossen, an Unternehmen, Politikersöhne, Schönheitsköniginnen... Der Skandal betrifft das ganze Land, er explodierte Ende 2009 in den Medien, kurz nur, flaute dann ab. „Eine Faule-Äpfel-Geschichte“, das musste der Präsident dieses Mal gar nicht sagen.

2.13 Wozu ersetzen, was da ist?

Don Enrique braucht keinen Arbeitsplatz, er will keinen Lohn erhalten, um kaufen zu müssen, was er auf seinem Land immer selbst angebaut hat. Yucca, Mais, Reis, Kochbanane. Nahrungsmittel, die immer teurer werden, weil sie von anderswo eingeführt werden müssen, seit sie am Curvaradó agrarindustriellen Großprojekten weichen mussten.

Angeheizt wird der Palmenanbau durch den weltweiten Boom der Agrar-Treibstoffe und der ganze Nachhaltigkeits-Diskurs aus Europa kommt da gerade recht. Kolumbien will in der Produktion dieser „umweltfreundlichen erneuerbaren Energieträger“ auf Platz zwei in Lateinamerika vorrücken. Stolz verkündete Präsident Uribe 2005: „Zum Antritt meiner Regierung gab es in Kolumbien 175.000 Hektar Ölpalm-Plantagen. Wir müssen es in diesem Jahr auf 300.000 bringen und das längerfristige Ziel müssen 6.000.000 Hektar sein.“ 2004 fand das staatliche Institut für ländliche Entwicklung (jetzt: INCODER) heraus, dass 21.142 Hektar des kollektiven Territoriums der Gemeinden am Curvaradó und Jiguamiandó widerrechtlich

von Agrarunternehmen angeeignet wurde. Auf 3.843 Hektar im Curvaradó, auf 198 Hektar am Jiguamiandó befanden sich zu dem Zeitpunkt Palmplantagen, auf etwa 16.000 Hektar liefen die Vorbereitungen für die Nutzung neuer Flächen.

„Mit den Ölpalmplantagen im Urabá Chocoeño haben wir nichts zu tun“, wiederholt FEDEPALMA-Chef Dr. Dishington, was auch in Englisch und Spanisch auf der Internetseite steht, „dabei handelte es sich um kriminelle Investoren, keine Palmöl-Bauern, wie sie FEDEPALMA vertritt.“ Die ganze Geschichte im Urabá hat mit den Jahren und der Arbeit der NGO Justicia y Paz natürlich Wellen geschlagen. Und FEDEPALMA, die sich in Deutschland auf der ExpoColombia erst 2009 als menschen- und umweltfreundliches Unternehmen präsentierten, passt das verständlicherweise nicht ins Bild. „Wir verurteilen es sehr, dass einige schwarze Schafe nun die ganze Branche in Misskredit ziehen“, sagt Dishington, „die Ölpalme war für sie Instrument, ihren kriminellen Machenschaften nachzugehen. Die Palme kann nichts dafür, sie ist Opfer.“ Die Ölpalme, so der politische Wille, muss weiter wachsen, deswegen gibt es Subventionen. Denn Kolumbiens Palmölindustrie hinkt bisher hinter Malaysia, Nigeria, Thailand, Brasilien hinterher, richtig profitabel ist sie nicht, zu anfällig für Krankheiten sind die Plantagen in vielen der Regenwaldregionen, erklärt mit später Darío Fajardo. Er ist Experte für alles, was mit „Land“ zu tun hat, was in Kolumbien im Grunde alles ist.

Die Region Urabá sei für FEDEPALMA nie als mögliches Anbaugelände in Erwägung gezogen worden, erklärt Dr. Dishington. Aber: Dass in anderen Departements – wie Meta, Bolívar oder Magdalena Medio – ebenso Palmen stehen, deren Anbauflächen von Paramilitärs gewaltsam angeeignet wurden, dass es dort zu Morden an Gewerkschaftlern kam, die für bessere Arbeitsbedingungen demonstrierten, dass gerade zum Beispiel in Las Pavas an der Atlantikküste ein Verfahren wegen illegaler Vertreibung gegen ein FEDEPALMA-Mitgliedsunternehmen läuft, das u.a. an Body Shop verkauft – all das sind Themen, über die Dishington natürlich nicht so gerne redet.

2.14 Ein Kommunalrat, zwei Kommunalräte

„Die Firmen haben immer behauptet, dass sie Besitztitel für dieses Land hätten. Doch wir konnten beweisen, dass sich die Plantagen auf dem Land der afrokolumbianischen Gemeinschaften befinden“, brüllt Fabio von Justicia y Paz gegen den Fahrtwind. Wir teilen uns gerade ein Motorrad-Taxi, links und rechts braust Monokultur vorbei, ab und an ein Armeeposten. „Die Palmölunternehmen haben auch behauptet, tausende Hektar gekauft zu ha-

ben. Aber auch hier konnten wir beweisen, dass notarielle Dokumente und Unterschriften gefälscht worden sind.“

Wir sind auf dem Weg zurück nach Camelia, vom Jiguamiendó über Don Enriques Farm zum Curvaradó. Die Sonne brennt. Neben Palmen erkenne ich Bananen und Yucca, „für Ethanol“, sagt Fabio, „nachdem die Palme in Verruf geraten ist und sich eine Fäulnis ausgebreitet hat, die die Pflanzen innerhalb von fünf Jahren unbrauchbar macht, wurde ein bisschen umgesattelt.“ Das Ergebnis – Pflanzen für Agrartreibstoffe, angebaut in Monokultur – sei dasselbe. Die neuen Besitzstrukturen, vermutet er, seien die Alten. „Und trotzdem stellt sich die Regierung hin und erzählt der internationalen Gemeinschaft, dass alle Länder zurückgegeben worden seien.“ Don Enriques Empörung kann ich auch eine halbe Stunde später noch spüren. „Schau dich doch um!“, hat der schwächliche 80-jährige Mann mit den runzligen Zügen vor einer halben Stunde fast geschrien. „Sieht es so aus, als ob das unser Land ist?“

Erst Anfang 2009 reagierte die kolumbianische Regierung, bestätigte, dass mehr als 29.000 Hektar Land illegal besetzt wurden, auf 7.000 davon stehen nun Palmen, teilweise wurden die Plantagen staatlich subventioniert. Bewacht werden sie immer noch durch die Armee, auch wenn manche zu Unternehmen gehören, deren Mitarbeiter wegen Verbindungen zu paramilitärischen Gruppen gerichtlich verfolgt werden. Offiziell haben diese Unternehmen das Land inzwischen zurückgegeben, doch der Streit stockt im Landwirtschafts- und Innenministerium: Da sind zum einen die Forderungen der Gemeinden, „gesundes Land“ wiederzubekommen, ohne diese Fäulnis, für die natürlich niemand verantwortlich ist, also auch niemand Verantwortung übernimmt. Andererseits tobt in den Ministerien ein Streit darüber, wer denn wirklich der rechtmäßige Besitzer der Ländereien sei. Vor zwei Jahren ist nämlich plötzlich ein zweiter „Regionalrat Curvaradó“ aufgetaucht, der seine Unterschriften unter Verkaufsurkunden setzt, dessen Vertreter aber weder vom ursprünglichen Regionalrat, noch von mir, noch von, wie ich später erfahre, der Sondergesandten der UN ans Telefon zu bekommen sind.

2.15 Vom Opfer zum Macher?

FEDEPALMA hat das Problem nicht. Zwei Vertreter des „alternativen Kommunalrates“, wie ihn Padre Alberto nennt, kamen Dr. Jens Mesa Dishington sogar persönlich besuchen – vor zwei Jahren, Manuel Moya und Gracielo Blandón. Und im Februar sprach dann ein gewisser Germán Marmolejo auf einer gemeinsamen Konferenz mit Palmöl-Gemeinden vor. „Germán Antonio Marmolejo, Repräsentant der Regionalräte am Curva-

radó, bittet FEDEPALMA um Unterstützung, um die ländliche Entwicklung anzutreiben und Arbeitsplätze zu schaffen“, lese ich in einem Bericht auf der FEDEPALMA-Internetseite. Laut einer Eintragung im Bürgermeisteramt der Curvaradó-Provinzhauptstadt Carmen de Darién vom 2.5.2008 heißt der Repräsentant des Regionalrates am Curvaradó allerdings Luis Alberto Rentería.

„Ja, es gibt da wohl einen Konflikt in den Regionalräten“, sagt Dr. Dishington, „das hat mit dem ganzen Konflikt in der Region zu tun, der zwischen Guerilla, Drogenhandel und auch einigen rechtsgerichteten Paramilitärs seit Jahren tobt.“ Da – und nicht bei der Palme läge der Hund begraben. Solange diese internen Streitigkeiten nicht gelöst seien, könne FEDEPALMA natürlich nicht in der Region tätig werden, „wir hoffen, dass die Regierung da Klarheit schafft!“ Wenn es denn einen Konsens gäbe, dann würde FEDEPALMA natürlich alles ihr Mögliche tun, um den Gemeinden zu helfen. Vom Opfer zum Macher?

Mit nach Hause bekomme ich eine Publikation zum Thema „Ölpalme. Mythen und Realitäten des Konflikts“. Der Situation im Urabá ist ein eigenes Kapitel gewidmet, „(...) was zeigt, dass keine Kausalkette zwischen Vertreibungen und Ölpalm-Produktion besteht und diesbezügliche Anschuldigungen nur darauf aus sind, ein Unternehmer-Modell durch den Mythos des wilden und seelenlosen Kapitalismus zu diskreditieren.“ Herausgeber: „Fundación Sicherheit und Demokratie“. Ich schenke das Buch Eduardo, dessen Forschungszentrum seit Monaten vergeblich versucht, ein Exemplar davon zu bekommen. „Ein guter Wissenschaftler“, Eduardo meint den Leiter der Untersuchung, „er steht aber in der Kritik, eng mit der Regierung zusammen zu arbeiten.“ Namen. Es gibt so viele. Und viele klingen ähnlich oder gleich. Sich Namen zu merken, ist schwierig, es verwirrt. Aber es lohnt sich. Um zu verstehen.

2.16 Don Emilio wartet auf seinen Lohn

Kurz hinter Caño Claro, da wo früher das Dorf Andalucia war, stehen einige Holzhütten und Verschläge aus Plastikplanen, in deren Schatten Arbeiter und Soldaten hocken. „Friedensgemeinde Andalucia“ steht auf einem Pappschild und auf einem zweiten: „Wir fühlen uns nicht von Justicia y Paz und den internationalen Friedensbrigaden vertreten.“ Die Friedensbrigaden (PBI) sind eine internationale Organisation, die seit 15 Jahren in Kolumbien tätig ist. Sie begleitet Menschenrechtsorganisationen wie Justicia y Paz als eine Art menschliches Schutzschild, ohne Waffen. An Versammlungen und Besprechungen nimmt PBI nicht teil. Als Schutz dient ihnen eine weit ver-

netzte Informationskette, die sofort weitergibt, was passiert. Viele Auszeichnungen haben sie dadurch gewonnen, vor allem aber: internationale Anerkennung durch ihr Engagement für den Frieden.

Das gilt aber anscheinend nicht für diese „Friedensgemeinde“, die Armee- und Polizeiunterstützung vorzieht. „Repobladores – neue Siedler“, zischt Fabio nach hinten, „Arbeiter, die von den Unternehmen aus anderen Regionen auf die Plantagen gebracht werden, um dort als Tagelöhner die Felder zu bestellen und Hetze gegen uns zu betreiben.“ Ich würde gerne mit ihnen sprechen, aber wir fahren weiter. Alleine zurückzukehren „sei nicht ratsam in dieser Region“, sagen die Mitglieder von Justicia y Paz. Ich bin verunsichert.

Und gehe trotzdem zu Don Emilio. Auch ein „Repoblador“ unter einer Plastikplane, die nur einen 10 Minutenmarsch von Camelias entfernt aufgespannt ist. „Viele der Repobladores sind selbst Vertriebene, die nun im Rahmen von Acción Social – Sozialprogrammen der Regierung – neues Land zugeteilt bekommen“, sagt Eustagio, der mich begleitet. „Was sollen wir ihnen sagen, wo wir im Grunde dasselbe Schicksal teilen?“ Hier, da ist er sich sicher, werde versucht, Misstrauen und einen neuen „sozialen Konflikt“ zu schüren. „Wir, die Opfer eines Krieges, mit dem wir nichts zu tun haben, sollen uns gegenseitig anfeinden. Die wahren Verantwortlichen tun so, als ob sie das nichts angehe.“

Emilio dreht einen Teller mit Banane und Reis in der Hand und fragt dann, ob es denn möglich wäre, einen anderen Namen anzugeben. Reden würde er gerne, „aber eben..., verstehst du?“ Ein Jahr sei er hier auf diesem Land, das dem Staat oder – er grübelt – nein, Uniban gehöre, dem Unternehmen, für das er weiter östlich im „Bananen-Gürtel“ gearbeitet habe, bis ihm gekündigt wurde und die versprochene Abfindung ausgeblieben sei. Deswegen ist er hier. Bebaut sein nun „eigenes Land“, verkauft aber weiterhin an Ankäufer, die an Uniban, BanaCol oder andere Großunternehmen weiterverkaufen. Mit einem Einheitspreis, den Emilio „schwierig zum Überleben“ findet. Aber an wen soll er sonst verkaufen? Drei unabhängige Bananenkäufer, die einen höheren Preis zahlten, wurden vor zwei Monaten am Curvaradó ermordet. Der Handel in der Region ist fest in der Hand der großen, mächtigen Monopole, die, so Eustagio, ihre Kontrolle durch paramilitärische Gruppen absicherten. „Ich habe daran gedacht, auf Palme oder Yucca umzusatteln“, sagt Don Emilio, „aber im Grunde ist es egal, überall dieselbe Suppe.“ Jeder auf sich allein gestellt, Gewerkschaften verboten, Teilhabe am Gewinn? „So dass es gerade zum Leben reicht und man den Mund nur zum Essen aufmacht.“

„Er lügt!“, sagt Eustagio auf dem Rückweg. „Das Land hier gehörte einer Familie, die vertrieben wurde.“ Vielleicht haben sie verkauft? „Es gibt kei-

nen Vertrag“, Eustagio schüttelt den Kopf. „Wir wollten ihn einsehen, weil die Parzellen ja sonst rechtlich als Gemeindeland gelten würden.“ Mir flirrt das Gehirn. Ich versuche, zu verstehen, was hier vorgeht, ich müsste mit so viel mehr Personen sprechen, um zu beweisen.

2.17 Umzingelt

Don Alberto aus Caño Manso braucht keine Beweise, ihm reicht, was er mit eigenen Augen gesehen hat. Walberto Hoyos, sein Vorgänger im Amt des Gemeindevorstehers bleibt tot, genauso wie Benjamin Gomez, auch ein Mitglied der Gemeinde. Ermordet wurde Walberto im Oktober 2008, vier Uhr nachmittags, die Täter kamen, schossen vor aller Augen, nahmen ihnen die Handys weg, drohten, gingen. Don Alberto hat sie erkannt, sie gehören zu denen, die heute noch auf der Finca, drei Meter vom Stacheldraht entfernt leben. Sor Teresa Gómez, auch das hat er mit eigenen Augen gesehen, geht dort ein und aus. Sor Teresa Gómez ist Vertreterin der Vereinigung ASO-PROBEBA, über die sie im Dezember 2002 einem gewissen Hugo Fenel Molano Teile der Ländereien von Caño Manso abkaufte. Herr Molano ist inzwischen in die USA ausgeliefert worden. Sor Teresa Gómez ist die Schwester von Carlos Castaño – Gründer und Kommandant der Autodefensas Campesinas de Córdoba y Urabá (ACCU). Gegen Teresa Gómez wird wegen der Ermordung einer Bauernführerin 2007 ermittelt. Und noch ein Name taucht immer wieder auf: die Familie Zúñiga Caballero, sie sitzt im Vorstand der zwei Palmöl-Unternehmen Urapalma und Palmado. Ihr werden Verbindungen mit dem Drogenhandel nachgesagt. Don Alberto sitzt in seinen eingezäunten zwei Hektar, löffelt einen Teller Reis und beobachtet, was so außerhalb des Stacheldrahts passiert. Ab und an kommen Laster, laden Holz ein, dann reitet immer ein dicker Mann mit Cowboyhut vorbei, das Handy am Ohr. Den zwei Soldaten, die zehn Meter vom Eingangstor Caño Manso Wache schieben, nickt er kumpelhaft zu. „Um für Sicherheit zu sorgen“, seien sie hier, erklären die Soldaten. „Vor wem? Für wen?“, frage ich. „Wir befolgen hier nur Befehle“, mehr Information bekomme ich nicht.

Die Farm gegenüber der „Humanitären Zone“ ist auf Holzwirtschaft und Viehzucht spezialisiert, weswegen vom Wald, in dem Caño Manso einmal lag, nicht mehr viel übrig ist. Sie gehöre, so die Recherchen von Justicia y Paz, heute unter anderem einem gewissen Luis Felipe Molano, Ex-Militär, bekannt auch als „El Tio Gómez – Der Onkel Gómez“ sowie einem Daniel Rendon Herrera alias „Don Mario“, der bis zu seiner Festnahme Ende 2009 einer der meist gesuchten Drogenbosse und Paramilitärs des Landes war. Immer wieder würden die Großbauern ihre Rinderherden auf die zurücker-

obernten Felder der Bauern treiben, informiert mich Alejo von Justicia y Paz. Wie deren Saat danach aussieht, kann man sich vorstellen. Dasselbe passiert in einer anderen Gemeinde, Caracoli, ein paar Tage später. „Don Walberto hat uns immer gesagt, sie werden mich töten, aber lasst nicht zu, dass sie unseren Prozess töten“, sagt Don Alberto, der heutige Dorfvorsteher. John, sein Sohn, kommt vom Fluss gerannt mit ein paar Fischen, einen gibt er dem „Viejo“, dem Hauspapagei. „Paaaaarrrrr-Aco“, krakeelt der, John lacht, Alberto lächelt. Zur Schule schicken würde er John gern, aber es gibt keine in der Nähe, das Projekt für eine Eigene ist angedacht, klar, aber wie derzeit an solche Projekte denken, bei allem, was passiert.

2.18 Wer ist die andere Seite?

Manuel Moya und Graciano Blandón – die zwei Vertreter des „Parallel-Rates“ wurden 2009 ermordet, weswegen jetzt Germán Marmolejo Repräsentant des Rates ist. Auf dessen Internetseite „www.ladiaspora.org“ steht zu lesen, dass Justicia y Paz, „der politische Arm der FARC“, für den Mord an Moya und Blandón verantwortlich sei. Die Friedensbrigaden PBI seien „stillschweigende Unterstützer“ des Verbrechens, heißt es weiter auf der Webseite, auf der sonst auch noch ein paar Videos zur Bedrohung des Weltfriedens durch den venezolanischen Präsidenten Chávez und insgesamt durch die „kommunistische Ideologie“ stehen. José Obdullio Gaviria wiederholte diese Information im Fernsehen, nachdem er den „Parallel-Rat“ im Präsidentenpalast Casa Nariño empfangen hatte. Gaviria ist einer der wichtigsten Berater des Präsidenten Uribe bzw. er war es. Vor kurzem musste er zurücktreten, nachdem er die Organisatoren eines Friedensmarsches gegen die Paramilitärs, dabei war auch Iván Cepeda von MOVICE, als FARC-Kollaborateure bezeichnete. Daraufhin gab es eine Reihe von Todesdrohungen. Was ich dann noch so beim Googeln lese: Gaviria ist verwandt mit Pablo Escobar, den Ochoa-Brüdern, also den wichtigsten Personen des Medellín-Kartells. Und auch mit Präsident Uribe selbst, was natürlich alles kein Verbrechen ist, interessant finde ich es trotzdem.

Wegen des Mordes an Moya und Blandón läuft also gegen Justicia y Paz ein Gerichtsverfahren – Prozess 2022, angeklagt wegen „geistiger Urheber-schaft“. „Das ist die neuste Taktik“, erklärt Padre Alberto unter dem Palmendach des Versammlungszentrums in Camelia. Wir sitzen dort inzwischen mit der UN-Sondergesandten Gay McDougall, deren Schriftführer mit dem Schreiben nicht hinterherkommen. „Wir sind teilweise so sehr mit Dementieren und bürokratischen Hindernissen beschäftigt, dass wir unserer Hauptaufgabe, die Gemeinden zu vertreten, kaum noch hinterherkommen.“

Knapp zwei Stunden hat McDougall Zeit für die Vertreter der Friedensgemeinden, alle wollen sprechen, sie nickt, nimmt sich etwas mehr Zeit, spricht lange mit Padre Alberto. „Dieser Konflikt ist viel komplexer...“, ich glaube inzwischen verstanden zu haben, was Padre Alberto ganz zu Anfang sagte. Glaube ich. Dabei habe ich noch keinen Schimmer.

Mit allen Seiten sprechen, alle Perspektiven des Konflikts zeigen... das habe ich im Studium gelernt. Doch wie über alle Seiten dieses Konfliktes sprechen, wenn jeden Tag neue Aspekte auftauchen, das Netz aus Namen und Verdächtigungen immer dichter wird. Ich versuche Interviewtermine zu bekommen, vor allem mit German Marmolejo und diesem Parallelrat, doch die Nummern, die ich habe, die ich erfrage, bekomme, wähle, funktionieren nicht.

2.19 „Welch unglaubliche Verschwörung! Respekt!“

Ich bin erschöpft – von zehn Tagen zwischen Mücken, ohne fließendes Wasser, in erdrückender Schwüle. Mein Hirn glüht und fühlt sich an wie der Bananenreismatsch, den ich seit Tagen esse. Ich komme nicht weiter. Ein paar Wochen später, zurück in Bogotá, beschließe ich, einige „leichte“ Themen nachzuholen, die ich auf meiner Liste habe. Interview mit der Organisation „Manos por la Paz – Hände für den Frieden“, die sich für FARC-Kämpfer in Hochsicherheits-Gefängnissen einsetzt, die sich demobilisieren wollen. Super Sache, denke ich und nicke der Holländerin Liduine Zumpolle zu, die die Pressearbeit übernommen hat. Sie schimpft auf die Gefängnis-Behörde, den Prozess für „Gerechtigkeit und Frieden“ und die Regierung – „kein Wille“ sei da, auch diesen Konfliktakteur mit einzubeziehen, „alles Idioten!“

Dann beginnt sie über die „FARC-o-política“ zu sprechen, die Beziehungen zwischen Unternehmern und Politik mit den FARC, „ein Thema, das niemand wahr haben will, das aber bald noch mehr explodieren wird als der Para-Politica-Skandal“. Beteiligt seien auch NGOs, „internationale und nationale wie zum Beispiel Justicia y Paz.“ Ich werde hellhörig. Ob sie mir da denn mehr Information geben könne? Nein, aber María Fernanda Cabal. Die solle ich mal anrufen.

Keine fünf Minuten nach eben diesem Anruf klingelt mein Handy: Germán Marmolejo, den ich seit Wochen vergeblich versuche zu erreichen. „Sie sind also Journalistin, dann möchte ich ihnen mal die Wahrheit erzählen“, beginnt er einen halbstündigen Monolog. Zusammengefasst geht es darum, dass alles, was mir in den zwei Wochen im Urabá erzählt wurde, erstunken und erlogen wäre und ich froh sein könne, dass ich überhaupt lebend aus der Sache raus gekommen sei. Denn: „Justicia y Paz unterdrücken uns Schwar-

zen-Gemeinden am Curvaradó seit Jahren“, brüllt Marmolejo ins Telefon. Nun habe man sich endlich getraut, diesen Verbrechern etwas entgegenzusetzen und prompt hätten sie Moya und Blandón, die Vertreter des legitimen Regionalrates um die Ecke gebracht. „Wir haben Angst, aber wir werden nicht mehr schweigen“, schließt Marmolejo, die Welt müsse erfahren, was wirklich vor sich ginge. Darum kümmert sich nun María Fernanda Cabal.

„Diesen Jesuiten, die so ziemlich die größten Verbrecher sind, die dieses Land je hervorgebracht hat, denen muss man ja eines lassen...“, María Fernanda Cabal wirft mir einen verschwörerischen Blick zu, „die Wahrheit so perfekt zu verdrehen, da gehört schon eine außerordentliche Intelligenz dazu. Respekt!“ Selbstlos, wie sie nun mal sei, hat María Fernanda Cabal sich jetzt aber zur Aufgabe gemacht, dagegen vorzugehen. Sie trägt hohe Lederstiefel, exklusive Markenkleidung, Perlenohrringe. Sie tischt mir Cola Light und einen Snack auf, wir setzen uns in den Besprechungsraum ihres großen, hellen Büros, Tropenholzmöbel, edles Parkett. Ein Reisezentrum für Studenten. „Eine kleine Sache, die nicht viel Geld gibt“, sagt sie. Glück, wer einen reichen Ehemann hat, denke ich und nehme mir vor, später einmal zu googeln. Zuerst sitze ich hier aber drei Stunden fest und bekomme noch mal in allen Details erklärt, was Marmolejo mir zuvor ins Ohr gebrüllt hat.

2.20 Curvaradó/Jiguamiandó – Remix

Die Vertreibungen Ende der 1990er im Urabá sind nicht von Paramilitärs und der Armee zu verantworten, sondern von den FARC, die damit brutal auf die Counterinsurgency-Operation „Genesis“ der 17. Heeresbrigade reagiert haben. Die so genannten „humanitären Zonen“, die nun eingerichtet worden sind, seien ihre „strategischen Camps“. María Fernanda malt eine Landkarte auf den Flip-Chart, „um Schmuggelrouten abzusichern und ihre Führer zu decken.“ Denn Dutzende von Schwerverbrechern der 57. und 34. Front der FARC würden sich dort verstecken und von dort aus operieren. Deswegen, das sei ja logisch, habe auch die Armee keinen Zutritt. Doña Maria, Don Erasmo, Manuel Blandón, sie zählt die Namen einiger weiterer Ortsvorsteher auf, mit denen ich gesprochen habe, „das sind alles FARC-Kommandanten und deswegen sollt ihr Journalisten ja auch nur mit denen sprechen, verstehst du, Anne?“. Justicia y Paz und PBI seien der denkende Kopf dahinter, eben auch um internationale NGOs, den Interamerikanischen Menschenrechtshof und die Vereinten Nationen zu beeinflussen. Der Anführer dieser Verschwörung sei der Jesuitenpater Javier Giraldo (Mitbegründer von Justicia y Paz und der Friedensgemeinde in San José de Apartadó, eigene DAS-Akte, mehrmals mit dem Tod bedroht). „Aber glaub nicht, dass

das Heilige sind, Anne!“ Basis dieser Verbrecher wäre der „radikale Marxismus“, sie hätten zudem Vertreter der PC3 (Geheime Kommunistische Partei Kolumbiens) in Staatsanwaltschaft und Kongress eingeschleust und der Plan sei, „die Demokratie in ganz Lateinamerika zu zerstören.“ Ein Buch fliegt auf den Tisch: „Fernando Vargas: Diese Kirche ist nicht meine!“

Darauf das Foto eines Priesters mit ELN-Guerilleros aus den 1970er Jahren, drin eine Abrechnung mit der Befreiungstheologie und der kommunistischen Weltverschwörung. Vargas, Anwalt und Vorstand des Komitees von Opfern der Guerilla, war der Erste, „der sich traute, die dunklen Mächtschaften der NGOs ans Licht zu bringen!“

Gott sei Dank laufen dagegen Gerichtsverfahren, seufzt María Fernanda. Die führende Anwältin des Falles von Moya und Blandón kommt gerade auch zufällig ins Büro gestolpert und präsentiert irgendein Dokument zum Fall. María Fernanda schenkt es mir und dann atmet sie schwer, blinzelt, wischt sich über die Augen und fährt mit dem Finger über eine Postkarte. „Gerechtigkeit für unsere Helden Moya und Blandón“, steht drauf. „Diese hinreißenden Schwarzen“, flüstert María Fernanda, „schau ihre Augen an, Anne, so unschuldig und so stolz. Wer soll ihnen helfen, wenn wir es nicht tun?“ Sie drückt sich eine Träne heraus und erklärt, früher habe sie bei der Staatsanwaltschaft gearbeitet, in der internationalen Sektion, und da sei ihr aufgefallen, wie sehr diese „Jesuiten-NGO“ im Urabá engagiert sei und die „armen Schwarzen“ instrumentalisieren.

Die Politologin kramt im Schrank und holt kiloweise Papier, Infomaterial und eine Präsentations-CD heraus – „leider habe ich nur noch eine englische Version der Präsentation, Anne.“ Und da ist dann alles feinsäuberlich aufgearbeitet. Zu jeder Anklage von Justicia y Paz wurde eine Gegenanklage gemacht, die Anwälte der NGO seien korrupt und gekauft und bezeugt wird dies von ehemaligen FARC-Kämpfern, die sich demobilisiert haben: alias ‚Karina‘ und alias ‚Samir‘, so genannte „Gestores de paz“, „Friedensvermittler“. Diese sind nach eigenen Aussagen bei der großen Vertreibungsaktion dabei gewesen, hätten sich jetzt aber „auf unsere, die gute Seite geschlagen.“ Ich erinnere mich, dass Liduine Zumpolle mich mit „Karina“ in Kontakt bringen wollte. Es wird nicht dazu kommen: „Ruf‘ mich noch mal an!“, sagt sie jedes Mal.

„Du musst mir das nicht glauben, Anne“, María Fernanda sieht mich von der Seite an, „ich gebe dir nur ein paar Hinweise, du, als Journalistin, musst nun an die Quelle gehen und sie nachprüfen!“ Die Quelle, das seien die Schwarzen-Gemeinden am Curvaradó, aber die, die nicht von Justicia y Paz unterwandert seien. Ich solle doch mal nach Belén de Baijira und nach Carmen de Darién fahren und mit German Marmolejo sprechen. Zwei Städte, die vollkommen von Paramilitärs kontrolliert werden, diese Information

habe ich nicht nur von Justicia y Paz. „Ach, warte mal!“, María Fernando klickt durch ihr I-Phone. „Ich gebe dir mal die Nummer von General Giraldo der 17. Heeresbrigade. Vielleicht können sie dich im Hubschrauber von Turbo aus mitnehmen.“ Na dann...

2.21 Was Google dazu sagt

Ich stolpere benommen aus dem Studenten-Reisezentrum. Eduardo hat erst morgen Zeit für ein Bier. Ich rufe den Fotograf Jesús Abad Colorado an, der den kolumbianischen Konflikt wie kein Zweiter kennt. „María Fernanda Cabal?“, er lacht. „Ich schicke dir gleich mal was per Mail!“ María Fernanda Cabal, ehemalige Direktorin der Sektion „Internationale Angelegenheiten“ bei der Staatsanwaltschaft, lese ich. Zum Rücktritt gezwungen, weil sie vertrauliche Informationen über die Verantwortung der Armee beim Massaker an acht Bewohnern der Friedensgemeinde San José de Apartadó 2005 an die Regierung weitergeleitet hat. Und weil sie die Entscheidung des verantwortlichen Staatsanwaltes mit den Worten: „Nach meiner Information waren das die FARC“, in Frage stellte. María Fernanda Cabal ist Vorsitzende der Foundation der kolumbianischen Viehzüchter und verheiratet mit dem Direktor der kolumbianischen Föderation der Viehzüchter. Ich rufe Jesús an: „Danke, das hilft schon mal.“

Und google „Fernando Vargas“. Ein Youtube-Video zeigt ein Interview mit ihm, worin er die „Falschen Positiven“ als mediale Show der „Linken“ bezeichnet, außerdem tauchen er und María Fernanda immer wieder im Zusammenhang mit einer NGO namens UnoAmerica auf, die auch in anderen Ländern Lateinamerikas Korrespondenten unterhält, zum Beispiel in Argentinien. „Die Mythen des 24. März 1976 – war es wirklich ein Militärputsch?“, ist da zum Beispiel zu lesen. Ich google noch ein bisschen weiter, lese einige spannende Artikel über alias „Samir“, der jetzt bei der Heeresbrigade in Apartadó untergekommen ist und beschließe, nicht in den Urabá zu fahren. Jedenfalls nicht bei diesem Besuch, und dann auch nicht alleine. Nicht nur, weil ich – als das Angebot schließlich konkret wird – nur noch ein paar Tage in Kolumbien habe. Vielleicht auch, weil ich bis dahin noch sechs Wochen Zeit hatte, dieses Land besser kennen zu lernen.

3. Der Tod – die Hoffnung – Medellín

„In diesem Krieg hat es keinen Sinn, von Guten und von Bösen zu sprechen. Die wirkliche Herausforderung liegt darin, Wege zu finden, die uns

helfen können, diesem Labyrinth zu enttrinnen. Bei diesem Unterfangen schwirren uns die Kugeln um den Kopf, während uns gleichzeitig die Worte fehlen.“ (Alonso Salazar: Totgeboren in Medellín, 1990)

3.1 Morocho betrinkt sich

Morocho hat den Entschluss gefasst, sich zu betrinken. Probleme mit seiner Frau, die Belgierin ist und die er kennen gelernt hat, weil sie als internationaler Schutzengel der PBI-Friedensbrigaden seine Widerstandsgemeinde am Curvaradó begleitet hat. Heute Abend, das hat sie ihm eben am Telefon mitgeteilt, wird sie – ein bisschen außerhalb von Medellín – Hunde hüten mit einem Typen, der in sie verliebt ist. Morocho findet das verständlicher Weise „zum Kotzen“. Und deswegen trinkt er, der eigentlich nie trinkt, heute ein Bier nach dem anderen und zappt hektisch durch die Programme des Hotelfernsehers in Apartadó. Noch sind wir im Urabá, morgen früh nehmen wir gemeinsam den Bus nach Medellín. Das Problem ist folgendes: Vertrauen. Vertrauen ist für Morocho schwer, auch wenn er es versucht, aber er hat eben zu viele Situationen erlebt, in denen Vertrauen gebrochen wurde. Dass seine erste Freundin mit seinem besten Freund abgestürzt ist, ist eine Anekdote „a parte“. Die Hetze ehemaliger Mitglieder der Friedensgemeinden am Curvaradó, Moya, der sein „Gewissen verkauft hat“ und in den parallelen Gemeinderat übergetreten ist zum Beispiel, auch darum geht es nicht. Wer nicht auf der Hut ist, wird schnell reingelegt, von allen, von den Unternehmen am meisten. Freunde kommen, Freunde gehen. Hier liegt der Hund nicht begraben.

Morochos Wunden liegen tiefer, gehen weiter zurück in der Zeit, sie sind mit ihm gewachsen, 21 Jahre lang, haben sich in diesen drahtigen Körper gegraben, auch wenn sie von außen kaum Spuren hinterlassen haben. Sein Vater hat vertraut, ging in die Stadt Apartadó auf eine Gewerkschaftsversammlung, als alle sagten, lass es lieber. Jetzt ist er tot, umgebracht. Morochos Großvater sprang ein, als Vaterfigur, als Vertrauensperson. Entscheidend ist, dass er starb – von einer Schlange gebissen, im Dschungel, im einzig möglichen Versteck, im Exil, im Nichts – kein Zurück gab es damals in die Gemeinde am Curvaradó, weil sie von Paramilitärs besetzt wurde. Kein Blick in die Zukunft, weil das Landgut längst gerodet, mit Ölpalmen bepflanzt war. Die harte Zeit 2000-2002. „No hay como Dios – es gibt niemanden außer Gott“ hat Morocho seine Finca genannt, er hat sie eingezäunt, die kleinste Friedenszone am Curvaradó. Aber die Dinge sind kompliziert, Nachbarn telefonieren, Hunde bellen nachts, Motorräder fahren vorbei, Unbekannte rufen ihn an, atmen bedrohlich vielsagend in den Hörer, Morocho

hat Angst. Angst, dass es irgendwann zu viel wird, Angst, dass ihm alles aus den Fingern rinnt, dass alles schwindet, Angst vor dieser Leere.

3.2 Inge macht Theater

„Wann lasse ich die Maske fallen, wann setze ich sie auf, damit zu spielen, das zu lernen, darum geht es.“ Inge Kleutgens hat eigentlich keine Zeit, weil sie nie Zeit hat und das lässt sie einen auch spüren. Wie ein Störenfried fühle ich mich, weil ich trotzdem gekommen bin, um die nächsten fünf Tage an den Proben für ihr neues Theaterprojekt teilzunehmen. Aber so ist Inge Kleutgens eben, irgendwo um die 50, feuerrote Haare, ein Vulkan, ein Meter sechzig groß, zierlich, streng, robust, knallhart und einfühlsam wie kaum jemand, sensibel für Stimmungen und Probleme, mit denen ihre Schauspieler zu kämpfen haben. Die kommen aus den Comunas in Medellín, den Dörfern im Chocó, in Antioquia, im Urabá, haben Diskriminierung, Vertreibungen, Massaker, „permanente Gewaltsituationen“ erlebt. „Es geht uns darum, die Hintergründe dieses Krieges zu zeigen, Krieg fällt ja nicht einfach vom Himmel.“ Die Hintergründe so zu zeigen, wie die Menschen sie sehen, die selbst erlebt haben, deswegen wird Inges Theater von manchen Menschen in Kolumbien auch gern als „Übertreibung“ oder gar „Lüge“ abgestempelt.

Seit 2002 lebt und arbeitet die deutsche Theaterpädagogin in Kolumbien, als Fachkraft des Zivilen Friedensdienstes der kirchlichen Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH). „Himmel!“, brüllt Inge. „Ché-que, Schnauze!“ Ché-que ist eine Hündin, sie passt auf Inges Wohnung auf und bellt sehr gerne. Vor allem, wenn sie lang nicht mehr draußen war; dem Mädchen, das Ché-que ausführt, wenn Inge arbeitet, ist vor zwei Tagen ein Bus über das Bein gefahren – es musste amputiert werden. „Diese Stadt ist ...“, Inge wischt sich eine Träne aus den Augen und ringt nach Worten. Sie mag Medellín nicht: zu hektisch, zu laut, die Paises (Bewohner der Provinz Antioquia) seien irgendwie aggressiv, nun gut. „Theater, das hat sich in den letzten Jahren gezeigt, ist ein Forum“, erklärt sie beim Tee, der während des Gesprächs dann doch kalt werden darf, „ein Forum, in dem Geschichten – persönliche, kollektive – eine Form bekommen, eine persönliche und eine politische. Das schiebt was an, da kommt was in Bewegung.“ Das ist der Punkt. Deswegen sitzt sie ja hier, ständig überarbeitet, weil sie ziemlich auf sich selbst gestellt ist, Stücke, Ausarbeitung, Proben, Planung, Organisation... alles alleine machen muss. Dazu kommen der kolumbianische Behördenwahnsinn und die landestypische Arbeitsmoral. „Zu spät kommen, gar nicht kommen, in letzter Minute die Proben absagen“, beschwert sie sich, „dazu kommt, dass der permanente Konflikt die Dinge erschwert.“ Schau-

spieler, die nicht kommen können, weil sie gerade aus ihren Dörfern vertrieben wurden, weil ihre Eltern mit dem Tode bedroht wurden, weil eine Landstraße unbefahrbar ist. „Hier leider Alltag“, sagt eine Deutsche, die schon vor ihrer Zeit in Kolumbien gelernt hat, auf Reisen und in Jobs im Ausland sich einzustellen, auf das, was kommt. Und trotzdem nicht verloren hat, was den Deutschen als Klischee anhaftet. Wahrscheinlich ist das der Grund dafür, dass ihre Projekte doch immer ein Erfolg werden.

3.3 Knochenarbeit

„Boah, Inge ist so streng“, stöhnt Morocho, „jede Szene müssen wir hundert Mal proben, bis alles perfekt ist.“ Er hat einen Kater, deswegen Muffel, klar, aber auch so sind acht Stunden Theaterprobe anstrengend. Vor allem, wenn man bedenkt, dass am Ende von drei Tagen Proben ein Stück stehen soll, das aufgeführt werden kann. Eine Improvisation, zusammengestellt aus Erfahrungen, die die Teilnehmer selbst gemacht haben. Zwei Theatergruppen sind hier in Medellín zusammengeworfen worden, eine aus dem Chocó, mit denen Inge Kleutgens schon seit 2002 arbeitet – damals hat sie als Fachkraft ein Team um die Diözese Quibdó unterstützt. Mit den Chocoeños hat sie ein Stück in der Kirche aufgeführt, die 2002 zu einem weiteren Symbol des sinnlosen Krieges wurde. Wieder einmal wurde die Zivilbevölkerung Opfer eines Kampfes zwischen FARC-Guerilla und Paramilitärs. Die Paramilitärs versteckten sich hinter der Kirche, in der die Menschen des Dorfes Schutz suchten, die Guerilla griff mit einer Gaskanone an – Zielgenauigkeit gleich null. Die Armee war über die bevorstehende Auseinandersetzung informiert, griff aber nicht ein. 120 Menschen starben in der Kirche, Diego überlebte – „wieder an diesen Ort zurückzukehren, an dem meine ganze Familie starb, war hart“, erklärt er dennoch recht gefasst. „Sprechen hätte ich damals nicht können, aber mein Körper konnte und wollte – und das war glaube ich sehr wichtig.“ Zu dieser Gruppe kommen Leute aus dem Urabá wie Morocho – die Geschichte wurde schon erzählt.

Damit also arbeitete eine Gruppe aus Inges Projekt schon seit mehreren Jahren. Die andere Gruppe ist neu, kommt aus Medellín und den ländlichen Regionen drum herum. Jede Gruppe hat zwar schon für sich geübt, nun aber muss das alles irgendwie zu einem Ganzen werden. „Inge, ich habe große Bedenken“, sagt Camilo zu Inge Kleutgens im Vorfeld. „Die Jungs aus dem Chocó sind ja schon so erfahren, da kommen wir Anfänger bestimmt nicht mit.“ Camilo und die anderen hatten zwar mal in einer Straßentheatergruppe in ihrem Viertel „Manrique – La Cruz“ gespielt, aber was ist das gegen eine Gruppe, mit der Inge schon Europa-Tourneen gemacht hat und von denen ei-

nige nun Theaterwissenschaft studieren, eigene Projekte auf die Beine gestellt haben. „Die Angst war völlig unbegründet“, merkte Camilo dann aber, „wir haben alle etwas, das uns verbindet.“ Die Realität ihres Alltags, das Thema des Stücks: Ausente – Abwesend. Die Leere, das Fehlen von Menschen, von Vertrautheit, von Normalität, in einem Alltag, der von Gewalt geprägt ist.

Die Proben beginnen um neun, in einem Gemeindezentrum, hoch oben an den Berghängen, die Kolumbiens zweitgrößte Metropole rund herum einkeseln. Weiß sind die Paisas angezogen, schwarz die Chococoños – alle kreischen durcheinander, totales Chaos, Inge schüttelt den Kopf: „Kinder, konzentriert euch, lernt eure Texte, lernt den Ablauf, so geht das nicht!“ Irgendwann geht es dann doch: Szenen, die von der Apathie der Gesellschaft gegenüber der Gewalt erzählen, den Massakern, dem Verschwindenlassen, der Desinformation durch die Medien, der Unprofessionalität der Behörden bei Personensuche und Exhumierungen. „Ups!“, ruft John und tritt zwischen zwei, die wie leblose Körper daliegen. „Ich bin in sein Brustbein getreten, na ja, egal“, und er hebt etwas auf. „Ein Knochen? Weg damit! Und das? Goldzahn!“ Er steckt ihn sich in die Tasche. Daneben sitzt Eleni, tut so, als ob sie TV guckt, sich langweilt. Plötzlich springt sie auf, steht stramm. Die Nationalhymne ertönt. Eleni ist 16, als sie 6 Monate alt war, wurde ihr Vater von Paramilitärs mitgenommen und ist dann spurlos verschwunden, wie weitere elf Männer ihrer Gemeinde. Dort wohnt jetzt keiner mehr, alle wurden vertrieben.

Am schwierigsten, am eindrucksvollsten sind die Momente, in denen es um diese Trauer geht, die ganz persönliche. Camilo humpelt in die Mitte des Raumes. Vor drei Wochen ist ihm ein Motorrad über den Fuß gefahren. Er nimmt einen Stein in die Hand, angemalt mit Wasserfarben, der Name seiner Eltern steht drauf. „Ich weiß nicht, was das bedeutet, Eltern zu haben...“, beginnt er, schwenkt den Stein wie ein Modellflugzeug. In der Luft schweben. „Immer habe ich nach der Antwort gesucht. Warum haben alle Eltern, nur ich nicht? Warum sind sie nicht da?“ Gefunden hat er diese Antwort noch nicht, er will auch nicht darüber sprechen, aber jetzt ist Gilmars Rücken da. Der Freund lehnt seinen Kopf an Camilos Nacken: „Du bist der Krieger im Verborgenen, aber immer, immer wirst du bei mir sein!“, schallt es aus den Boxen – jeder der Teilnehmer hat einen Brief an seinen „Abwesenden“ geschrieben und aufgenommen. Adam, ein Student aus den USA und jetzt für einen Monat Inges Praktikant, hat daraus einen Soundteppich gewoben.

3.4 „Die Jüngsten sind die Besten“

Sein erstes Mal hat Luis Alberto in einem kleinen Dorf südöstlich von Medellín erlebt. Er war 14. Mit zitternden Händen, mit schweißnassen Hän-

den. Er hat alles abgefeuert, vor Aufregung, vor Angst, bam bam bam. Etwa 400.000 Pesos, 130 Euro hat das gekostet – normalerweise wären damit fünf Mann eine ganze Stunde lang ausgekommen. Noch Tage danach hat er davon geträumt. Hat an diese Augen gedacht, diesen Blick, diesen Augenblick. Sekunden hat es gedauert – oder Stunden? Sein Leben jedenfalls war danach nicht mehr dasselbe. „Du lernst“, sagt Albeiro, „sonst überlebst du das nicht.“ Er ist jetzt 40 und blinzelt nicht einmal mehr dabei. Ruhige Hand. Ein Schuss in den Kopf. Effektiv und preisgünstiger. Eine Kugel kostet schließlich 10 Euro umgerechnet.

Mit Luis Albeiro sind noch zwölf weitere gekommen in dieses ansonsten leere Zimmer in einer grauen Betonplatte in Flores, am obersten Ende der Comuna 13, da, wo das Metrocable (die neue Seilbahn – Medellín's Prestigeprojekt) endet und noch ein Stück weiter. Zu Fuß durch La Moñanita, die benachbarte Sozialbausiedlung, ebenso wie Flores gebaut und persönlich eingeweiht durch Präsident Uribe – die Medien haben live übertragen. Luis Albeiro allerdings muss nach wie vor einen Umweg gehen. „Dort sind die Anderen.“ Die Anderen, das sind die „Paracos, die zur Zelle der Oficina de Envigado gehören“, die wiederum teilen sich auf in die „Valencianos und Sebastianos“. Es ist einfach passiert. Eine Treppe, eine Wohnungstür, ein leerer Raum, ein Dutzend Typen. Und plötzlich bin ich mitten im Kriegsgebiet.

Mit zwölf von vierzig, die zu dieser „Combo“, einer bewaffneten Bande, gehören, einer von hunderten in Medellín. „Keine Sorge, wir haben gerade Waffenstillstand“, grinst einer hinter seiner Sonnenbrille. In der Fensterscheibe ein Einschussloch, sternförmig, von letzter Woche. Dann gab es Gespräche, der Bürgermeister tourte durch die Viertel, ein Bischof verhandelte. Was sonst noch geschah? „Das Übliche“, sagt Luis Albeiro, mehr sagt er nicht. Die Sache ist heikel: Medellín ist derzeit Austragungsort der pan-amerikanischen Athletik-Meisterschaften, da kommen viele Touristen. Und Meldungen über Morde in den Comunas kommen natürlich nicht so gut an. Bis wann der Waffenstillstand geht? „Bis die wieder angreifen!“

Die Sache ist folgende: „Die (die Anderen) dachten, sie könnten hier alles kontrollieren, die Kioskbesitzer, die Motorrad- und Taxifahrer melken und den Stoff verchecken“, erklärt Luis Albeiro. „Aber nicht mit uns!“ Sie „mussten“ praktisch eingreifen, sich Waffen besorgen, den Eindringlingen „den Arsch heiß machen“, wenn sie über die drei Meter Holzbrücke zwischen Flores und La Montañita rüber kamen und die Sache mit den Drogen selbst in die Hand nehmen. „Damit die Jungs aus dem Viertel, die gern was rauchen, sicher an den Stoff kommen.“

Die Kioskbesitzer, Anwohner, Taxifahrer „spenden“ jetzt „freiwillig“ für den Schutz der „guten Jungs“ hier. Jungs sind sie wirklich, kaum einer wird so alt wie Luis Albeiro. „Die Jüngsten sind eh die Besten“, grinst ei-

ner. Zwölfjährige, geschmeidig, abenteuerlustig, schnell, ohne zuviel nachzudenken. Skrupel? „Wir haben doch alle so früh angefangen“, grinst ein anderer, „das ist das Leben hier, was willst du machen, Medellín ist nicht Deutschland.“ Deutschland konsumiert, in Medellín wird um die Pole-Position in Kolumbiens bestem Exportgeschäft gekämpft. Wer dazwischen kommt hat Pech gehabt, egal ob Zivilperson oder Bandenmitglied, so ist das. „Die Anderen, die Paracos, machen das auch so.“ Die „guten Jungs“ sind unabhängig. „Aber klar, ganz unabhängig geht nicht“, sagt Luis Albeiro, „man kann ja nicht nur Feinde haben.“ Also gehören sie zu „einer Firma“, die man früher mal *Aguilas Negras* (Schwarze Adler) nannte und die manchmal anrufen, damit die Jungs hoch in den Urabá kommen und Waffen- und Drogendinge regeln. So sei das.

3.5 „Vom Tod zur Hoffnung“

„Die Gewalttätigkeit ist ein Teil des Alltags in Medellín. Wir leben in einer Stadt im Kriegszustand. In einem Krieg mit vielen verschiedenen Mächten, in dem die Jugendlichen die Hauptrolle spielen. Sie töten und werden getötet. Sie sind die Ausführenden eines Drehbuchs, das andere Hände schreiben und das von jener Tragik erfüllt ist, die weiterhin unsere Geschichte zeichnet.“ (Alonso Salazar: *Totgeboren in Medellín*, 1990)

„Wir haben das Glück, dass wir jetzt zweimal hintereinander sehr würdige Regierungen hatten“, sagt Alonso Salazar. Der Journalist und Schriftsteller ist heute Bürgermeister von Medellín. „Sie haben das gemacht, was wir uns immer erhofft hatten.“ Ein Drittel des Haushaltsetats wurde in die Bildung, in Gesundheits- und Sozialpolitik gesteckt, die Infrastruktur der Armenviertel ausgebaut: die Metrocable-Seilbahn – Prestige-Projekt der Stadt – gliederte Elendsviertel an die Innenstadt an, fünf gigantische Bibliothekenparks wurden gebaut, der öffentliche Raum wieder belebt. Schulen, Universitäten, Unternehmen, Jugend-Organisationen und kulturelle Einrichtungen wurden in einem übergreifenden Friedensdialog zusammengebracht. Investiert wurde zudem in Reintegrationsprogramme für ehemalige Paramilitärs, Bandenmitglieder und Guerilleros. „Danach wurde der Teufelskreis der Gewalt durchbrochen, die Verbrechensrate ist seitdem dramatisch zurückgegangen. Das Beispiel Medellín zeigt uns, welcher der richtige Weg ist – wir atmen eine frische Luft des Vertrauens und der Hoffnung!“ Mordhauptstadt, so hieß Medellín Anfang der 1990er, 6.500 Morde pro Jahr, 2005 waren es nur noch 400. Dank mutiger Reformen ist die Stadt heute Modell für soziale Transformationen. „Die Gewalt erzeugt Armut und die Ersten, die darunter leiden, sind die Ärmsten der Armen.“ Wenn ihnen keine Alter-

native bleibt, reihen sie sich ein in den Kreislauf der Gewalt, also muss an ihren Strukturen angesetzt werden, so die Idee Salazars und seines Vorgängers im Bürgermeisteramt, Sergio Fajardo. Medellín wurde Vorzeigemetropole ganz Lateinamerikas: Vertreter aus Rio de Janeiro, aus Caracas kamen vorbei, um den wundersamen Wandel zu bestaunen. Die Medien widmeten ihm seitenlange Berichte, betitelt mit dem Motto der Stadtregierung: „Vom Tod zur Hoffnung.“ „Medellín war immer ein Spiegel Kolumbiens“, sagt Salazar. Sie sei Wirtschaftsmotor – die Paisas, die Menschen aus dem Bundesstaat Antioquia haben den Ruf, gewitzte Unternehmer zu sein –, Heimat des weltgrößten Drogenbosses Pablo Escobar und seines berüchtigten Medellín-Kartells, aber auch kulturelle Boomtown und die Stadt, in der der Demobilisierungsprozess der Paramilitärs 2003 seinen Anfang nahm. Danach folgten ruhige Jahre, Salazars Vorgänger Sergio Fajardo profitierte – jetzt kandidiert er mit Antanas Mockus, dem ehemaligen Bürgermeister Bogotás, gegen Uribes Wunschkandidat, den ehemaligen Verteidigungsminister Juan Manuel Santos in den Präsidentschaftswahlen. „Unser Modell ist moralisch, ethisch und demokratisch“, sagt Salazar. Das Problem ist nur, dass die Hoffnung nicht lange anhielt. Die Probleme liegen tiefer, ganz tief.

3.6 Geboren in Medellín

„Medellín war immer Epizentrum der Bandenkriminalität“, sagt Diego Herrera vom Instituto de Capacitación Popular (IPC), dem renommierten Sozialforschungszentrum Medellín. „Alle fünf Jahre erreichen die Auseinandersetzungen einen Höhepunkt.“ Eben ist der Menschenrechtsbericht 2009 herausgekommen und da heißt es, dass die Mordrate wieder das Niveau von 2003 erreicht hat, über 2.000 Morde pro Jahr. 3.600 Personen, die meisten Minderjährige, seien in Banden organisiert, wie viele es gibt – die Zahlen schwanken zwischen 120 und 400. „Ab Mai 2008 sind die Mordzahlen sprunghaft angestiegen“, erinnere ich mich an mein Gespräch mit Ana Patricia Aristizabla Gómez, der Direktorin des Bürgerbüros für Menschenrechtsfragen. Mai 2008, damals sind 14 hohe Paramilitärs in die USA ausgeliefert worden, darunter ein gewisser Don Berna, Medellín's langjähriger Ober-Capo, Pablo Escobar II sozusagen.

Geschichtskurs mit Diego: Erst waren es die Auseinandersetzungen zwischen Liberalen und Konservativen – die Epoche der Violencia – dann zwischen Guerilla und Staat. In den 1980ern schaltete sich der Drogenhandel dazu. Es beginnt der Kampf um Kontrolle von Stadtvierteln, um Zugangswege, politische Posten, um Macht. „Am meisten trifft das immer die Jugendlichen“, sagt Diego Herrera. Als Sicarios – jugendliche Auftragskiller

– wurden sie von den Drogenkartellen angeheuert, oder von den „Pepes“, den „Perseguidos por Pablo – den von Pablo (Escobar) Verfolgten“, gegen die Drogenkartelle angeheuert. Für ein paar Peso schwangen sich die Jungs auf ihre Mopeds, bam bam bam, im Vorbeifahren. Sie platzierten die Bomben in Polizeistationen, Einkaufszentren oder in den dicken Bäuchen der Botero-Figuren: schwarze Steinstatuen des großen Medelliner Malers und Bildhauers, die auf den zentralen Plätzen der Stadt stehen. Auch die CAIs, die Polizeistationen, stehen noch, die meisten leer, viele kaputt, immer noch wird vermieden, nahe daran vorbeizulaufen. „Das hat man sich so angewöhnt“, erklärt Diego Herrera. Die Schutzheilige der Sicarios, „María Auxilio de los Cristianos“ wird heute oft von Touristen besucht. Dort, bei der heiligen Jungfrau Maria, kurz hinter dem großen Obstmarkt, ließen die Sicarios ihre Waffen segnen. Der Schriftsteller Fernando Vallejo hat der „Virgen de los Sicarios“ in seinem gleichnamigen Buch ein schauriges Denkmal gesetzt und Medellín als „Mordhauptstadt“ international bekannt gemacht. Einen Film gibt es auch. Ich erinnere mich an die Szenen mit den Feuerwerken. „Das war wirklich so!“, sagt Diego. Bei jedem Schlag gegen die feindlichen Banden wurden Knaller und Raketen gezündet, ein Lichterregen über der Stadt für ein Menschenleben, das ausgelöscht wurde.

Als Pablo Escobar 1993 erschossen wird und mit ihm sein Medellín-Kartell fällt, fällt das zusammen mit einem grundsätzlichen Strukturwandel. 1990er Jahre, New Deal, Marktöffnung, Neoliberalismus. Von der Industriestadt zur Unternehmerstadt – Privatunternehmer statt Gewerkschaften, soziale Garantien werden abgebaut, die Arbeitslosigkeit steigt. „In Medellín konzentrierten sich schon immer die Konfliktlinien, die sich durchs ganze Land ziehen“, sagt Herrera. Unternehmer suchen Schutz vor der Guerilla, die – so fern ihr anfänglicher Mythos in den 1990ern längst scheint – noch als Verteidiger der Armen und sozial Schwachen auftritt, vor allem in den Elendsvierteln von Medellín. „Das war die Zeit, als unser geliebter Präsident Uribe, der damals Gouverneur von Antioquia war, die so genannten „Convivir“ – private Selbstverteidigungsgruppen – mit aufbaute.“ Gedacht zur Verteidigung der Pfründe der Landoligarchie. Diego Herrera lacht kurz auf. Die ersten paramilitärischen Stadtmilizen tauchen zur selben Zeit auf – „ohne Kommentar.“

Mitte der 1990er war eine Zeit der „calma chicha“, der „trügerischen Ruhe“, wie man in Medellín sagt. Es gab Tote, aber nicht im Zentrum, es gab Banden, aber sie schlugen sich gegenseitig die Köpfe ein. Die Sozialstatistiken blinkten rot, aber mit der Wirtschaft ging es bergauf. Hinter vorgehaltener Hand machte ein Name die Runde. „Alle sprachen plötzlich von Don Berna, Don Berna kontrolliert dies, das und jenes. Don Berna sorgt für Ordnung, niemand konnte ein Auto rauben, ohne Don Berna um Erlaubnis

gefragt zu haben, aber niemand wusste, wer das ist, Don Berna.“ Diego Murillo Bejarano alias Don Berna begann seine Karriere im Medellín-Kartell. Nachdem Pablo Escobar seinen direkten Boss ermorden ließ, gründete er zusammen mit den Castaño-Brüdern die „Pepes“, kontrollierte die Bande La Terraza, die er später auslöschten ließ, weil sie sich gegen ihn wendete. Er war der Chef der „Oficina de Envigado“, sein paramilitärischer Bloque Cacique Nutibara war einer der einflussreichsten in den Autodefensas de Colombia (AUC). Inzwischen sitzt er wie gesagt in einem Hochsicherheitsgefängnis in den USA, wegen Drogenhandels, nicht wegen der tausend Menschenrechtsverbrechen, die er zu verantworten hat. „Von seinem Gefängnis in Kolumbien aus hat Don Berna die Stricke in Medellín weiter gezogen, erst als er 2008 ausgeliefert wurde, brach das Chaos aus.“ Dutzende wollten das Erbe des großen Bosses antreten. Wer kontrolliert? Wer regiert? Die Mordzahlen steigen sprunghaft an.

Medellín, sagt Diego Herrera, ist eine Stadt der „Capos“, der großen Führungs- und Vaterfiguren, die alles in die Hand nehmen und ihre Gesetze selbst schreiben. „Vielleicht liegt das an unserer geographischen Position“, er zeigt auf die Berge, die Medellín ringsherum in einen Kessel setzen, „wir sehen nur uns, darüber hinaus gibt es nichts.“ Keinen Staat, keine Verfassung, der Andere ist fremd, ist Feind. Ganz Kolumbien wird inzwischen von einem Paisa aus Medellín regiert. „In den 1990ern begann aber auch ein wichtiger Prozess.“ Diego Herrera nimmt einen Schluck Kaffee. „Es war die Zeit eines lebendigen zivilgesellschaftlichen Aufbruchs.“

3.7 „Wir sind kein Kanonenfutter“

Sie tragen Tambores, große Trommeln, Tröten, Spruchbänder, ihre Gesichter sind weiß vermmummt – „Stoppt den Kriegsdienst!“, schreien sie und „Die Jugend zieht nicht in den Krieg!“ Fredy stoppt das Video. „Da sind wir zum Beispiel zum Stadion marschiert.“ Stadion? „Ja, dreimal im Jahr ruft die Armee alle Jugendlichen zusammen, um sie für den Wehrdienst zu registrieren.“ Das Ganze nennt sich dann „Rekrutierungstag.“ Niemand weiß, wer rekrutiert wird, manchmal sind es 300, manchmal 400, manchmal mehr, sie werden in einen Karren gepfercht und dann direkt ab in die Kaserne. Zuerst werden die Freiwilligen mitgenommen, wenn das nicht genug ist, gibt es ein Losverfahren. Wer ausscheidet, muss zwar nicht mehr zum Militär, aber eine Ablösesumme zahlen, abhängig vom Einkommen der Eltern. Nur wer untauglich ist oder, eine Errungenschaft der Verfassung von 1991, einer indigenen Ethnie angehört, bekommt die „Libreta Militar“, das „Militärbuch“ umsonst. Söhne von Politikern, reichen Unternehmern, hohen Militärs gehen natürlich nicht

zur Musterung, sie zahlen sofort. An die Front müssen die Kinder aus den ärmeren sozialen Schichten. „Für viele ist das ohnehin die einzige Möglichkeit, zu ein bisschen Geld zu kommen“, sagt Fredy, er hat keine Libreta Militar. Er ist Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen.

„Ich sehe nicht ein, für irgendeine korrupte und kriegstreiberische Regierung mein Leben zu lassen“, sagt er und Geld will er für diesen Krieg natürlich auch nicht zahlen. „Wir Jugendlichen werden als Kanonenfutter geopfert für einen Krieg, mit dem wir nichts zu tun haben. Sollen doch die, die daraus Geld ziehen, selbst ihren Kopf hinhalten!“ Die meisten Opfer des Krieges sind Jugendliche, in Medellín besonders, dazu reicht ein Blick in egal welche Statistik.

Die Rechtslage für Wehrdienstverweigerer ist nebulös. Die Verfassung erklärt in Artikel 18, niemand dürfe gezwungen werden, „gegen sein Gewissen zu handeln“. Trotzdem verpflichtet Artikel 216 jeden Bürger zum Dienst an der Waffe, „wenn die öffentlichen Notwendigkeiten es erfordern, um die nationale Unabhängigkeit und die öffentlichen Institutionen zu verteidigen.“ Eine Verweigerung aus Gewissensgründen ist nicht vorgesehen. Man kann es aber versuchen – auch wenn Verfassungsklagen, die eine gesetzliche Anerkennung fordern, bisher immer scheiterten. So entschied das Verfassungsgericht 1992: „Die Garantie der Gewissensfreiheit schließt nicht notwendigerweise die positive Anerkennung der Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen ein.“ Zwei Jahre später, in einem ähnlichen Urteil, wichen drei Verfassungsrichter von der Mehrheitsmeinung ihrer sechs Kollegen ab und erklärten es für notwendig, die Verweigerung per Gesetz zu regeln. Im Oktober 2009 hat das Verfassungsgericht erneut – mit fünf zu vier Stimmen – entschieden, die bisherigen Gesetze seien verfassungskonform.

Fredy ist kein „Evasor“, wie die genannt werden, die nicht zu den Rekrutierungstagen gehen und hoffen, nicht erwischt zu werden. Er erscheint pflichtgemäß: mit einer schriftlichen Verweigerungserklärung in der Hand. Darauf reagieren die Militärs wegen der wirren Rechtslage unterschiedlich, bisher hatte Fredy Glück. „Man muss immer so tun, als ob das ganz normal sei. Zettel hinhalten, ganz kurz, lächeln, dann schnell weg.“ Nur einmal wollten sie ihn festhalten, aber weil Fredy nie alleine zur Rekrutierung geht und die Gruppe angefangen hat, laut zu protestieren und durcheinander zu laufen, entstand Verwirrung. Und weg waren sie.

3.8 Ohne Militärbuch? Verdächtig!

„Parallelökonomien in Medellín“ – Fredy studiert Wirtschaft und schreibt gerade an seiner Abschlussarbeit über den Kreislauf der vielen kleinen pre-

kären Jobs – Kaugummiverkäufer, Obstverkäufer, irgendeinen Schnick-schnackverkäufer. Einen Abschluss wird er aber wahrscheinlich gar nicht machen können. Dazu fehlt ihm eben die Libreta Militar, die man braucht, um zur Prüfung zugelassen zu werden. Auch einen Job in staatlichen Behörden kann er sich abschminken, „ohne Libreta wird dir deine Zukunft verbaut, das ist ein Instrument der sozialen Kontrolle.“

Aber der 27-Jährige hat ohnehin andere Pläne. Gemeinsam mit rund 40 anderen Jugendlichen ist er im Red Juvenil, einem Jugendnetzwerk, organisiert. 1990, vor zwanzig Jahren, hat es sich gegründet. Jugendliche aus einfacheren Stadtvierteln hatten genug von der täglichen Gewalt, hatten genug Freunde in Schießereien sterben sehen, hatten genug verloren, an illegale Gruppen, an diesen Krieg. „Das, was hier passiert, kann nicht mit noch mehr Gewalt gelöst werden.“ Heute organisiert das Red Juvenil Protestmärsche, Straßentheater, Infoveranstaltungen, Musikfestivals (das Antimili = Konzert gegen die Militarisierung), fast jeden Monat gibt es irgendeine Aktion, um ihre Ablehnung gegen den Krieg öffentlich zu machen. „Wir wollen zeigen, dass es uns gibt“, sagt Fredy, „entgegen dem Stigma, das der Jugend in Medellín anhaftet: Entweder Sicario zu sein oder Drogenabhängiger oder sonst irgendeinen Krawall zu machen.“

Ihre öffentlichen Auftritte machen die Mitglieder des Red Juvenil natürlich doppelt verdächtig. Besonders, weil sie dazu noch in die Armenviertel fahren, um dort Aufklärungsarbeit zu leisten. „Von 1.000 Jungs beim Rekrutierungstag weiß vielleicht einer, dass er die Option hat, Nein zu sagen“, sagt Fredy. Es gibt bisher auch noch nicht viele Verweigerer, landesweit vielleicht 200, ein Viertel davon beim Red Juvenil in Medellín. Das Red macht aber viel mehr als nur verweigern: lokale Jugendgruppen unterstützen, Pläne zur Verbesserung der Strom- oder Wasserversorgung in den Comunas erarbeiten, Volksküchen organisieren, in denen Bio-Produkte von privaten Farmen verarbeitet werden. Auch Bananen aus der Friedensgemeinde San José de Apartadó gibt es da und Bier, das nicht vom Monopolisten Bavaria kommt, sondern von Freunden aus der Umgebung. Das Red hat auch ein Bildungszentrum, bietet Nachhilfekurse an, arbeitet mit den Netzwerken „Plato Hedro“ und „El Retorno“ zusammen, die Dokumentarfilmprojekte mit den Bewohnern der Elendsviertel und mit Opfer-Verbänden und Kleinbauern-Bewegungen aus der Umgebung drehen. Einen eigenen Radiosender gibt es auch, mit Musik alternativer Künstler aus Medellín, Flyer werden gedruckt, Leserbriefe geschrieben. „Antimilitarismus heißt für uns nicht nur, den Wehrdienst zu verweigern, die Mädels zum Beispiel müssen da ja nicht hin.“ Es geht darum, „gegen alle Formen der Abgrenzung zu sein: Konkurrenzdenken, Machismus, autoritäres Verhalten, Kapitalismus.“ Gemeinsam träumen einige davon, eine Kommune zu gründen, eine

Art Modelldorf, außerhalb von Medellín. „Gemeinschaftliche Organisation, biologische Landwirtschaft, alle von uns können irgendwas – Ärzte, Anwälte, Journalisten, Hebammen, Lehrer – wer weiß, vielleicht erfüllt sich der Traum irgendwann!“

Immerhin: Ende 2009 erkannte der Oberste Gerichtshof erstmals das Grundrecht auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen an. „Wenn jemand aus philosophischen, ethischen oder religiösen Gründen glaubhaft machen kann, dass sein Gewissen es ihm nicht erlaubt, Waffen zu tragen, kann er vom Dienst ausgeschlossen werden“, erklärte der Gerichtsvorsitzende. Bis das Urteil praktische Wirkung entfaltet, mögen noch Jahre vergehen – „wenn wir aber nicht angefangen hätten, Druck zu machen, wäre gar nichts passiert“, sagt Fredy.

3.9 „Die Elite“ aus der 13

Auf grauen Elefantenstelzen sprengt sie den Hauptplatz an der Kirche „La Candelaria“ in zwei Teile: Medellín's Metro, der Stolz der Stadt, Symbol ihres Wandels, die Stationen 30 Meter über dem Boden sind blitzblank sauber, keiner würde es wagen, hier ein Kaugummipapier hinzuschmeißen. „Dank der Metro ist der Transport hier sicherer und ordentlicher geworden“, erklärt mir eine alte Dame. Vor zehn Jahren hätte sie sich niemals alleine ins Zentrum gewagt, heute quillt hier das Leben über. Medellín ist Shoppingparadies, Zentrum der Textilindustrie des Landes und lockt mit jeder Menge Outlet's. Ich kaufe eine Jeans, Schuhe, drei T-Shirts, einen Pulli und habe nicht darüber nachgedacht, dass ich die Tüten jetzt zum Interviewtermin in die Comuna 13 mitschleppen muss. Mir wird ein bisschen mulmig. Die Metro bringt mich nur nach San Javier, von dort muss ich im Bus weiter, hoch in die Hügel. Der Fahrer sieht mich von der Seite an, „kennen Sie da jemanden?“ „Ja, ich werde abgeholt...“ „Na, wenn Sie meinen, junge Frau. Das ist nämlich kein Sonntagsspaziergang.“ Ich streife meinen Goldring ab, ein Familienerbstück und stecke ihn lieber in die Tasche. Der Bus spuckt mich an einer Ecke aus, um mich herum stapeln sich abenteuerlich zusammen gemauerte Behausungen, verbunden durch Wäscheleinen und das Gequake aus wohl immer demselben TV-Kanal. Niemand sieht hier so aus, als würde er auf mich warten. Ich komme mir vor wie eine rot blinkende Werbeanzeige: Hallo, ich bin europäische Touristin und war so blöd, hier auszusteigen! Da tippt mir einer auf die Schulter. Es geht zu Son Batá, einem Jugendzentrum am Steilhang. Batá, so werden die Trommeln genannt, die an der Pazifikküste von afrokolumbianischen Priestern gespielt werden. „Bei uns darf jeder mitmachen.“ John Jaime organisiert bei Son Batá die Chirimía-Grup-

pe, Musik und Tanz irgendwo zwischen Salsa, Rumba, Cumbia. Getanzt wird ziemlich wild. Wer dazu keine Lust hat, macht HipHop.

In den letzten zehn Jahren ist Medellín zur Hochburg des kolumbianischen Rap geworden, vor allem des politischen Rap. Zu erzählen gibt es schließlich genug: „En medio de la guerra – mitten im Krieg“, heißt das bekannteste Album der HipHop-Gruppe Sociedad FB7. „Die Lieder erzählen, wie wir leben, was wir in Kolumbien erleben. Wir sind der Untergrund, weil wir die Dinge beim Namen nennen, die so viele in Medellín nicht sehen. Obwohl sie direkt vor unseren Augen stattfinden“, sagt Lupa. Er und sein Kumpel, der Rapper Medina, drehen Kreise auf Bürostühlen im Besprechungszimmer von Son Batá und erzählen ein bisschen, wie HipHop nach Medellín gekommen ist, vor allem aber, warum HipHop in Medellín so gut zieht und was das für Möglichkeiten mit sich bringt. „HipHop ist ja auch immer irgendwie eine Art Battle, eine Auseinandersetzung, aber mit Worten.“ Die Jungs und Mädels von der Straße holen, ihnen eine Möglichkeit geben, ihren Frust, ihre Träume, ihre Ängste, ihre Trauer, ihre Freude auszudrücken. So haben auch Medina und Lupa angefangen, zwei ehemalige Rapper der Gruppe sind tot, ermordet, Dutzende Freunde auch, eine Geschichte, die fast jeder hier in der Comuna 13 teilt. Deswegen kommen die Texte von Sociedad FB7 an: Weil sich die Jungs aus den Vierteln darin wieder finden. Inzwischen haben sie „La Elite“ gegründet, ein Zusammenschluss mehrerer HipHop-Gruppen aus der Comuna 13, sie proben bei Son Batá, treten bei Festivals auf, die „Revolution ohne Tote“ heißen, haben ein eigenes Kleiderlabel gegründet, das Design der T-Shirts kommt von Kids aus dem Viertel. Medina moderiert zusätzlich die einzige HipHop-Sendung in der Medellínener Radiolandschaft – bei einem kleinen miefigen Sender zwar, aber egal – und ist bei der Stadt angestellt, als Streetworker und Volksschullehrer.

„Die letzten zwei Regierungen haben den Kulturhaushalt hochgeschraubt, das war ziemlich gut für uns“, erklärt Medina. Ein bisschen sei der HipHop dadurch auch von seinem Image als „böse Gangsta-Mucke“ weggekommen, „dass wir alle – Rapper, Tänzer, Sprayer oder bloß Fans – kriminelle, drogenabhängige Bandenmitglieder seien.“ Genau das wollen sie ja verhindern, mit der Musik, mit ihrer Jugendarbeit. „Aufrütteln, sichtbar machen was in unseren Vierteln passiert“, sagt Cronos, ein junger Rapper von Elite 13, „zeigen, dass wir was drauf haben, ohne zur Waffe greifen zu müssen!“

3.10 Kreuzfeuer in der 1

Der „Plaza del Periodista“ ist so etwas wie der Alternativen-Treffpunkt in Medellín: Punks, Penner, Studenten, Rollkragenexistentialisten, Schriftstel-

ler – alles hockt um den versifften Brunnen am „Journalisten-Platz“ herum. „Hier wird alles von Paracos kontrolliert“, flüstert Fredy. Wenigstens stört das die Festival-Atmosphäre nicht, ständig kommt irgendeiner an, der irgendeine alternative Veranstaltung organisiert, einen Flyer verteilt, einen zynischen Witz auf den Präsidenten reißt, einen Joint dreht, dir einen Schluck „Aguardiente“, den typischen Medellín Anisschnaps anbietet. Medellín ist „Indi“ – die alternative Jugend-Szene bunt, kreativ, lebendig und – anders als in der großen Hauptstadt Bogotá – eben sehr viel geschlossener, „jeder kennt jeden.“ Wir müssen los, Fredy hat heute Abend noch eine Sitzung beim Red Juvenil. Fredy wirft mir einen Motorradhelm und diese Umhängeweite zu, bei der ich mich schon lange gefragt habe, warum sie jeder Motorradfahrer hier trägt. „Das ist wegen der Sicarios“, erklärt er und grinst, „seit den 1990ern muss jeder Motorradfahrer seine Registrierung um den Hals tragen, sonst denken die gleich, du bist ein Auftragskiller.“ Ich streife mir das Teil schnell über den Kopf. Wir fahren zum Gemeinschaftszentrum des Red Juvenil. Fredy kommt noch mal auf das Wehrdienst-Thema zurück. „Manchmal fühle ich mich wie ein flüchtiger Verbrecher“, brüllt er gegen den Fahrtwind, „deswegen habe ich manchmal so eine Paranoia.“ Drohungen von Paras hätte das Red schon einmal erhalten, da hatte irgendein „Journalisten-Idiot“ geschrieben, das Red Juvenil sei „rot“ und „würde von Chávez unterstützt.“ Was man eben in Medellín nicht einfach so schreiben kann.

Schiss hat Fredy aber vor allem, wenn die Armee „Batidas“ organisiert, Razzien an öffentlichen Orten: auf der Straße, am Busbahnhof, in Einkaufszentren, vorm Fußballstadion. Wer nicht mit Dokumenten beweisen kann, dass er Familienvater, Student oder Inlandsflüchtling ist, den können sie von der Straße weg zum Wehrdienst einziehen. „Batidas“ werden vor allem in den Comunas durchgeführt. Die Jungs dort wüssten noch weniger um ihre Rechte und, zack, würden sie „quasi legal entführt.“ Wie in Militärdiktaturen, oder?“, ruft Fredy und bremst hart an einer roten Ampel.

Jonathan hat davon erzählt. Ständig gebe es diese „Batidas“. „Dort drüben im Coliseo...“ Das hat er mir vor ein paar Tagen gezeigt, als wir zusammen mit einer katalanischen Menschenrechtskommission durch die Comuna 1 gelaufen sind, das sei ein heißes Pflaster, geschossen wird „von Terrasse zu Terrasse“. Manchmal kann Jonathan nach der Arbeit nicht nach Hause gehen, obwohl das nur drei Ecken weiter liegt. „Wegen des Kreuzfeuers!“ Aber gerade sei Waffenstillstand. Manchmal gebe es dort im „Coliseo“ übrigens auch „Para-Partys.“ Dann wird das Coliseo, ein eingezäunter Sportplatz, abgedunkelt, Cumbia und Reggeton auf volle Lautstärke gedreht, es gibt umsonst Drogen, Bier und jede Menge hübsche Chicas, Mädels, sind auch am Start. Rekrutierungstag nach Art der Paramilitärs. Rund 11.000 Kindersoldaten gibt es in Kolumbien, schätzte Human Rights Watch 2003,

rekrutiert von Guerilla, Paramilitärs, Banden – 11.000, das ist ein Viertel deren Kämpfer.

Die Paramilitärs kontrollieren hier im Viertel mittlerweile fast alles, sagt Jonathan, zeigt auf eine nagelneue Bäckerei, in der eine Reihe Glückspiel-Automaten steht, „das nennt man Wiedereingliederung.“ Die ansässigen Bäckereien können nicht mithalten mit den Billigpreisen der neuen „Paraderias“, wie Jonathan in Anspielung auf „Panaderia – Bäckerei“ sagt. Viele seien schon eingegangen. Links neben dem „Coliseo“ liegt der neue Militärstützpunkt, drei Milchbubi-Gesichter in Camouflage starren, bis unter die Zähne bewaffnet, über den Sandsack-Stacheldrahtzaun.

Der neue Stützpunkt ist in das Gebäude des Gemeindezentrums gezogen, weswegen es jetzt keinen Raum mehr für die Theaterproben und Nachhilfestunden gibt, die dort immer stattfanden. „Das verstößt eigentlich ja gegen das Völkerrecht.“ Jonathan zeigt auf die Schule, die neben dem Stützpunkt liegt. „Militärstützpunkte neben öffentlichen Einrichtungen sind verboten.“ Weiter oben sehen wir noch einen, direkt neben dem Krankenhaus. „Stell dir mal vor, da kommt ein Angriff. Wen trifft es dann wohl?“

Jonathan arbeitet bei der Organisation „Convivamos – Zusammenleben“ als Streetworker: Anti-Gewalt-Workshops mit Jugendlichen, HipHop-Gruppen, Tanzgruppen, Kinder von der Straße holen, Mittagstisch. Geführt wird Convivamos hauptsächlich von Nachbarn aus dem Viertel wie Jonathan oder Hernán. Hernán hat gerade seinen Militärdienst beendet. „Ich habe den Dienst extra geleistet, um aus erster Quelle zu wissen, wie das ist“, sagt er. „Die meisten Gerüchte stimmen, vor allem, dass du niemals einen Befehl anzweifeln darfst.“ Jetzt gibt er Beratung für Wehrdienstverweigerer und leitet einen Gleichberechtigungskurs – Hernán ist schwul, „wie sieben andere aus meiner Einheit beim Militär.“ Auch ein Kommandant gehört dazu – „nur offen zeigen darfst du das natürlich nicht, da herrscht eine riesige Doppelmoral.“ Hernáns Bruder arbeitet auch als eine Art Streetworker, aber anders. Er war Paramilitär, hat sich demobilisiert, ist wieder zurück zu seiner alten Gruppe, die sich nicht demobilisiert hat und versucht, innerhalb der Strukturen etwas zu verändern. „Keine Minderjährigen mehr rekrutieren und so.“ Hernán zuckt mit den Schultern, „keine Ahnung wie es ihm damit geht, wir sprechen nicht.“

Jonathan zeigt auf eine Mauer mit Einschusslöchern, „hier endet das Territorium der Bande aus Mero, hier beginnt die Kontrolle der Jungs aus Guadalupe.“ Ein Schritt über eine unsichtbare Grenze, für die Hälfte der Jungs aus dem Viertel tödlich. Angriffe gibt es fast jede Woche, deswegen gibt es die Stützpunkte ja. Doch ob sie etwas bringen, Jonathan ist skeptisch: „Gegen die Strukturen der Gewalt muss etwas getan werden.“ Zielt die aktuelle Sozialpolitik nicht genau darauf ab? „Okay, die haben ein paar Bibliotheken

und Schulgebäude in die Viertel gesetzt“, Jonathan ist offensichtlich kein Fan von den Bürgermeistern, „doch hast du mal versucht, in so einer Bibliothek einen Raum zu mieten oder ins Internet zu kommen? Und was bringt uns eine neue Schule, wenn es keine Lehrer gibt und sich es auch niemand leisten kann, zur Schule zu gehen?“

Jonathan treffe ich bald wieder. Beim Red Juvenil. Fredy parkt vor dem knallbunt angemalten Gebäude. Innen ebenfalls Graffiti, Plakate, Blumen, Zeitungsausschnitte mit den „Best-ofs“ des Präsidenten wie der Ankündigung vom 26. Januar. „Wir müssen die wieder ansteigende Jugendkriminalität in Medellín eindämmen“, erklärte Uribe da, kurz bevor er zum Weltwirtschaftsforum nach Davos aufbrach. „Ich biete 1.000 Schülern die Möglichkeit, sich ins Informantennetz einzugliedern.“ Dafür sollten sie 100.000 Pesos, 35 Euro monatlich gezahlt bekommen. „So ein Arschloch, oder?“ Jonathan steht hinter mir, „Convivamos“ kooperiert mit dem Red. Im Grunde kooperieren alle Basisorganisationen irgendwie miteinander und im Red, im Netzwerk, laufen die Stricke dann zusammen. Ein „Informantennetz“ bringe gegen die Gewalt rein gar nichts, schimpft Jonathan, im Gegenteil. Seit Uribes Ankündigung werden in der Comuna 1 alle, die mit Fotokamera herumlaufen oder einen Polizisten nach dem Weg fragen oder einfach nur so mal irgendwohin schauen, wo sie nicht hinschauen sollen, schräg angeguckt – man könnte ja einer der neuen Informanten sein. „Wir haben Drohungen bekommen“, sagt Jonathan. Das ist das eine. Das andere ist: „100.000 Pesos ist verdammt viel Geld für einen Jugendlichen in den Comunas.“ Dem Kumpel eins auswischen, jemanden anschwärzen, weil man ihn nicht leiden kann..., Jonathan kann sich gut vorstellen, dass so etwas passiert. „Und wenn rauskommt oder nur der Verdacht besteht, dass einer Informant ist, dann wird der sofort um die Ecke gebracht, das allerdings interessiert dann in Bogotá niemand mehr.“

Wir setzen uns in die Gemeinschaftsküche, es gibt das Übliche: „Bandeja Paisa“ – Bohnen, Reis, frittiertes Schweinespeck, Avocado, Arepa-Maisfladen. Aber mir dünstet noch ein anderer Geruch entgegen. Aus dem Raum ganz hinten, süßlich-schwer, Cannabis. „Ich weiß, was du sagen wirst“, Antonia folgt meinem Blick zur „Himmelsstube“ und erklärt. Das Red Juvenil baut selber an, was konsumiert wird, es wird nicht auf den Drogenmärkten der Stadt gekauft, „wir wissen schon, dass Drogen diesen Krieg anheizen, aber Cannabis rauchen ist für uns kein Verbrechen, es wird kriminalisiert, damit daraus Geld geschlagen werden kann.“ Wie dem auch sei, klar ist, dass das Red Juvenil natürlich auf der anderen Seite steht. „Es geht diesem Staat einfach nicht in den Kopf rein, dass man „neutral“ sein will, das geht nicht, das ging noch nie – immer muss man auf irgendeiner Seite stehen.“

3.11 „Ich habe meine Mutter umgebracht“

„Geschäfte...“, die Jungs aus Flores müssen gehen. Luis Albeiro bleibt, er ist der Boss. Und irgendwie, denke ich, würde er auch gern noch weiterreden. 40 Jahre überleben, da muss eine Menge passiert sein. „Ich habe meine Mutter umgebracht“, beginnt er, „also, meine Geburt hat sie umgebracht.“ Er kratzt sich an der Stirn, da, wo vier Zentimeter katzengrau das schwarze Stoppelhaar durchbrechen. Er war das letzte von 14 Kindern, der Vater gab ihn weg an eine andere Familie, aber Luis Albeiro entschied sich gleich für die Straße. Eine Frau holt ihn zu sich auf die Finca, und als ein Kumpel aus der Schule anfängt, ihn zu bedrohen – „der fand die Frau auch gut“ – vermittelt sie ihm Kontakte zur ELN-Guerilla, „Bloque Ernesto Ché Guevara“. „Zum Schutz“, erklärt Luis Albeiro, „der andere war ja auch in einer Gruppe.“ Bomben legen, Straßensperren machen, Erpressungen, „kleine Entführungen“. Alles, was an Privatbesitz erlaubt war, war Zahnpasta, Zahnbürste und ein Handtuch. „Der Ché ist okay, seine Geschichte find ich spannend, cooler Typ, aber dieser andere ideologische Quatsch, den fand ich echt bescheuert“, sagt Luis Albeiro, „dieser Len..., Len..., Lenin oder so, Marxismus-Scheiß, das haben die doch selber nicht ernst genommen.“ Erpressungsgelder, die er eingetrieben hat, habe sich der Kommandant selber in die Tasche gesteckt. Und dann kam ja auch seine erste Tochter. „Das hat der dann verstanden und mich gehen lassen, das fand ich wiederum okay.“ Luis Albeiro beschließt, ein normales Leben zu führen. Er wird Totengräber.

Aber dann, Mitte der 1990er, kommt so ein Typ mit fünf Millionen Peso unterm Arm, 7.000 Euro. „Ob ich noch nichts vom Bloque Metro gehört hätte, fragt der.“ Luis Albeiro schließt sich den Paramilitärs an, kommt nach Medellín, Drogengeschäfte, Waffenschmuggel, Territorium verteidigen gegen den „Bloque Cacique Nutibara“, der gegen Ende der 1990er immer aggressiver vordringt. Ab und an ging es Richtung Urabá, Straßen absichern. Auch die Guerilla ist da noch in der Comuna 13, das ELN auch, Luis Albeiro trifft auf alte Bekannte, „da war einer, wir konnten uns nie leiden, leider hab ich ihn nicht erwischt.“ Ein paar Jahre später sei er dann aber doch „unter die Räder gekommen“. Dann sind da noch die CAP, der MIR-Coar, hunderte Banden und die FARC, die einzigen, die ich irgendwie einordnen kann.

„In der Comuna 13 verknotet sich alles“, erinnere ich mich an mein Gespräch mit Diego Herrera vom IPC, „denn sie ist ein zentraler geostrategischer Punkt.“ Korridor zu zentralen Schmuggelrouten im Hinterland, Richtung Golf von Urabá und zur Verbindungsstraße in den Cauca, Pazifikküste. Deswegen ja: 2002 – Luis Albeiro sitzt da schon im berühmigten Medelliner Gefängnis Bellavista ein, „wegen Drogen- und Waffenzeugs“ – startet die Armee eine Großoffensive, die Operation „Orion.“

„Meine Nachbarin hat’s erwischt“, sagt Chuly in diesem Ton, den sie sich auferlegt, wenn sie ihre Geschichte erzählt. Nüchtern, kalt, so tun, als ob es doch nicht ihre Geschichte wäre. Luftangriffe der Armee, Schusswechsel, drei Tage lang, „Operation Orion“ – linke Guerilla und rechte Paramilitärs sollen vertrieben werden aus der Comuna 13. Danach hatten die Paramilitärs die alleinige Kontrolle über die 13, weiß ich aus einem IPC-Bericht. „Seitdem gibt es hier keine Guerilla mehr“, sagt Luis Albeiro. Das hat er damals auch aus Bellavista mitbekommen, wichtige Informationen kommen ins Gefängnis genauso leicht wie Drogen und Waffen, meint er. „Die Leute, die damals im Gefängnis saßen, haben ja selbst von dort aus Kommandos nach draußen geschickt.“ Er kratzt sich am Katzensgrau, über die Anwälte oder das Sicherheitspersonal sei das gelaufen. „Geld ist das Gesetz, drinnen, draußen, egal, alle sind korrupt.“ Luis Albeiro hat deswegen auch – als er nach fünf Jahren, 2003, raus kam aus Bellavista – gleich beschlossen: „Bei dieser Demobilisierungs-Farce, da mach ich nicht mit!“ Waffen abgeben, Wiedereingliederung und so weiter, Frieden und Versöhnung, völliger Bullshit, die Hälfte seiner Bande sei in irgend so einem Versöhnungsprogramm, habe „Bäumchen gepflanzt, Wände bemalt“, sie bekommen 400.000 Peso Wiedereingliederungs-Stütze. Nachts gehen sie auf die Straße, bam bam, bam. „Frieden gibt es nicht, nicht hier, nirgendwo!“, sagt Luis Albeiro. „Wenn irgendwann einmal Frieden herrschen sollte, dann nur, weil die Welt untergegangen ist.“

Sie rutscht hin und her, Chuly, die neben uns sitzt, sie denkt anders, aber sie mag Luis Albeiro. „Weil die Flores-Leute ein bisschen korrekter sind als die aus La Montañita“, wo Chuly wohnt und wo es heißt, dass die Paras Mädels vergewaltigen. Sie war es, die mich hierher gebracht hat und als sie sagte „Komm doch mal mit in mein Viertel, damit du dir einen Eindruck machen kannst!“, da dachte ich, wir würden über ihre Geschichte reden. Die Vertreibungen, von einem Viertel ins nächste, Orion und die Prostitutions-Geschichte.

3.12 Gesetze lernen mit Mördern

Kennen gelernt habe ich Chuly im CEPAR (Centro de Formación para la Paz y la Reconciliación – Ausbildungszentrum für Frieden und Versöhnung). Eine etwas andere Schule im Zentrum von Medellín, die Stadt ist stolz. Zu Recht. CEPAR ist nicht nur in Medellín Pilotprojekt, Kolumbienweit, weltweit wahrscheinlich. „Wir haben Anfragen aus anderen Ländern bekommen, die von uns gehört haben“, sagt Clara Cortes, die Direktorin des CEPAR. „Versöhnung in einem Land wie diesem, das klingt abstrakt, bei

uns wird sie konkret.“ Im CEPAR sitzen demobilisierte Paramilitärs, Guerilleros, Bandenmitglieder, Straßenkids und Opfer von Gewaltverbrechen im selben Klassenraum. Sie lernen Lesen, Schreiben und Rechnen, holen ihren Abschluss nach, machen eine Berufsausbildung. Bei Lehrern wie Cano zum Beispiel, er war Paramilitär, bis ihm 2004 in den Rücken geschossen wurde. Jetzt ist er an den Beinen gelähmt, sitzt im Rollstuhl, aber in Mathe ist er eine Eins und wenn einer wie er es geschafft hat, warum wir dann nicht, denken seine Schüler. Deswegen hören sie ihm zu, wenn er erklärt, was Recht und was Unrecht ist, dass man sich nicht einfach nehmen kann, was man will, dass es Gerichte gibt, die für die Rechtsprechung zuständig sind, dass Pünktlichkeit, feste Abmachungen, Versprechen Dinge sind, die das gemeinsame Zusammenleben ermöglichen, kurz: Wie eine Gesellschaft funktioniert. „Seine Waffe abzugeben ist nur ein Symbol, Mädchen!“, sagt Cano. „Die wirkliche Demobilisierung findet im Herzen statt – und dazu gibt es nur ein Werkzeug: Bildung, Mädchen!“ Chuly mag Cano. Am besten findet sie allerdings, dass das CEPAR einen Betreuungsdienst für Kleinkinder anbietet, denn sonst könnte Chuly, Mutter von zwei quirligen sechsjährigen Töchtern, gar nicht kommen.

Natürlich war alles schwer am Anfang. Nachdem Chuly von Robledo nach Manrique, von Aranjuez, Moralia, Itagüí, Ensio nach San Cristóbal, La Montaña, immer wieder hin und her vertrieben wurde. Die Bilder der Massaker, „blutende, zuckende Körper, halb verstellt und trotzdem habe ich sie erkannt.“ Ihren Freund, Vater ihrer ersten Tochter, den auch: Paramilitärs haben ihn erschossen, seine Leiche in den Fluss geworfen, nachdem er sich ihnen nicht anschließen wollte. Zeit zu trauern, nachzudenken gab es für Chuly nicht: „Auf der Straße leben, nichts zu haben, ein Nichts zu sein, betteln müssen und angeguckt werden wie ein Alien.“ Vertriebene seien das Letzte, was die Leute sehen wollten, sagt Chuly. Irgendwann kam sie an. In San Cristóbal, wo für einen billigen Kredit eine Sozialwohnung angeboten wurde. „Uribe kam persönlich zur Einweihung, hat meine Kleine auf den Arm genommen für ein Foto, wie ein Messias, so erschien er uns.“ Inzwischen denkt sie anders. Nach der Geschichte mit der „Blanca“. Die „Blanca“ hat Chuly „zum Babysitten“ angeworben und sie 300 Kilometer Richtung Osten verfrachtet. Dort musste sie feststellen, dass sie einem Prostitutions-Ring aufgefressen war. Kunden: Fincas von Paramilitärs, reiche Unternehmer, hohe Militärs, Provinz-Politiker. „50 Männer am selben Abend, das sei normal, erzählten mir die Mädels dort.“ Wie kann das in einem Land passieren, das vom „Messias“ regiert wird? Chuly kann es nicht fassen. Vom Alptraum in die Hölle, sie flieht. Alleine, ohne Geld, 300 Kilometer weit weg von allem, was sie kennt. Sie trifft auf Bauern, die ihr helfen, sie nimmt allen Mut zusammen, macht eine Anzeige. Die „Blanca“ sitzt, dank Chulys Aus-

sage, heute im Gefängnis. Was mit den Männern passiert ist, weiß sie nicht genau, „nichts wahrscheinlich.“

Dass Chuly darüber reden kann, verdankt sie den Psychologen des CEPAR. Acción Social, das Sozialprogramm der Regierung hat sie dorthin geschickt. Acción Social zahlt außerdem monatlich 30 Euro umgerechnet für ihre beiden Kleinen. Im CEPAR hat sie gelernt, zu verzeihen, nachdem sie Jahre lang kein einziges Wort über die Lippen brachte, nicht gegenüber ihren Töchtern, ihrem Freund, ihrer Mutter. Die einzige Reaktion, die sie kannte, war, um sich zu schlagen, sagt sie. „Ich hatte mir damals geschworen, wenn ich einen von denen treffe, die für meine Vertreibung verantwortlich sind, dann bringe ich ihn um!“ Jetzt teilt sie mit ihnen ein Klassenzimmer. „Ich vergesse nicht, aber ich habe gelernt, weiterzuleben, das bin ich mir und den Kleinen schuldig“, sagt Chuly. Zukunft, darum geht es im CEPAR, die Vergangenheit bleibt in den Sitzungen mit den Psychologen. Im Klassenverband sind alle gleich. „Niemand fragt, was du vorher gemacht hast“, sagt Cano. Na ja, so halb, Chuly weiß, dass zwei Freundinnen bei den FARC waren, dass eine ein junges Ehepaar samt Baby erschießen musste, „auf Befehl.“ Deswegen trifft sie Marina auch nur in der Schule. „Ich hab ein bisschen Schiss, es heißt, ab und an werden noch Angriffe auf ehemalige Kämpfer verübt, egal ob sie im CEPAR sind oder nicht, da will ich nicht dabei sein“, sagt Chuly. Zehn CEPAR-Schüler seien im letzten Jahr „verschwunden“. Die Polizei selber habe damit zu tun, sagt man. Gerüchte.

„Wir versuchen das Unmögliche“, sagt Clara Cortes. Das CEPAR baut auf der Überzeugung auf, dass Frieden nur möglich ist, wenn Demobilisierte sich selbst wieder schätzen lernen: ohne Gewehr, ohne Drogen. Und wenn Familie, soziale Netzwerke und Werte wieder Bedeutung erlangen. Clara Cortes hat mir fünf Schüler fürs Interview ausgesucht. „Ich will mich selbstständig machen, für mich und meine Familie, ein kleines Geschäft aufmachen“, erklärt Elkin, der früher bei den Los Triana, einer der größten und berüchtigsten Banden Medellíns, Menschen umgebracht hat. Chuly dreht ruckartig den Kopf, starrt ihn an. „Du warst bei den Triana?“ Chulys Gesicht verzieht sich in einer Mischung aus zynischem Grinsen und Sprachlosigkeit. Doch sie findet Worte. „Die haben meine Tante und meinen Onkel ermordet, damals bei der Vertreibung aus Robledo.“ „Robledo, ja, ich erinnere mich!“ Elkin sagt es zwar leise, aber irgendwie klingt es doch, wie als ob er sagen würde: „Fußball-Weltmeisterschaft 1990 – klar, da war ich dabei!“ Vergangenheit zählt nicht, Zukunft zählt, Versöhnung, Zähne zusammenbeißen, Chuly lacht kurz auf, schüttelt dann den Kopf. Elkin sagt nichts, knibbelt an den Fingernägeln. „Wir sind alle Opfer“, sagt Rodrigo schnell, 2003 hat er sich demobilisiert, Bloque Héroes de Granada. „Wenn du nicht getötet hast, haben sie dir die Knarre an den Kopf gehalten: Drück du ab oder ich drück ab, hieß es dann.“

Wir hatten keine Chance.“ Lourdes nickt, sie war bei der FARC, sechs Jahre, jetzt ist sie zwanzig. Aufnahmeprüfung: Mit den fünf Kommandanten schlafen, wer schwanger wurde, musste abtreiben. Und wenn irgendwann wieder eine Knarre an euren Kopf gehalten wird? Alle grinsen, betretenes Schweigen, Blick auf Chuly. Nein, wir sind raus, sagen sie dann. CEPAR ist für sie die Chance, die sie nie hatten, „zur Schule gehen, das gab es bei uns damals nicht, und außerdem mussten wir Geld verdienen.“

3.13 Bei Camilo auf dem Dorf

Camilo holt mich am Metrocable im Zentrum ab, er kommt von der Uni, vor einem Jahr hat er die Aufnahmeprüfung geschafft, als einziger der Jungs aus La Cruz, „das ärgert mich so, weißt du!“ Dass es beinahe unmöglich ist, für Jugendliche aus den Armenvierteln an eine Uni zu gelangen. „Unsere Schulen sind so miserabel, dass niemand die Aufnahmeprüfung schafft und zahlen können wir natürlich nicht.“ Das CEPAR und andere Einrichtungen des Programms „Frieden und Versöhnung“ der Stadt bringen ihm ja nichts: Die sind nur für die ehemaligen Kämpfer und wenige Opferfamilien, die – Zitat Clara Cortes – es „besonders hart getroffen hat.“ Ich erinnere mich an das, was Diego Herrera vom IPC gesagt hat. „Die Message ist im Grunde: Wenn du kriminell bist oder warst, bekommst du jetzt eine Ausbildung und Sozialgeld, die anderen bekommen nichts.“ Gewalt zahlt sich aus.

Weste umschnallen, Helm auf, festhalten, Camilo rast die Hügel hoch, ganz hoch. Die Straßen sind so steil, dass ich Angst habe, unser Moped könnte sich überschlagen. Je höher wir uns schrauben, umso mehr tendiert die Steigung Richtung 180 Grad, umso enger wird es, umso mehr Schlaglöcher, umso geduckter, schäbiger die Häuser. Ein Bus kommt uns entgegen, spuckt mir eine schwarze Auspuffwolke ins Gesicht, keine Ahnung, wie er es hier hoch geschafft hat. „Das haben wir gemacht!“, brüllt Camilo, als wir an einem Wandbild vorbeifahren: „Frieden und Menschenrechte in La Cruz.“ Der Asphalt hört auf, Tannen säumen die Straße, ein frischer Wind schlägt an, wir sind auf über 2.000 Metern, 600 Meter über dem Stadtzentrum, bei Camilo auf dem „Dorf“, wie er sein Viertel La Cruz nennt. Er freut sich wahnsinnig, dass ich zu Besuch komme, hat mich während der Theaterproben mit Inge immer wieder eingeladen. „Die Leute denken immer, alles wäre so schlimm in den Hügeln, aber bei uns ist es ganz friedlich, du wirst sehen!“ Hühner gackern, vor den Holzhütten Gemüseärten, Wäscheleinen. Camilo beobachtet skeptisch den grau verhangenen Himmel. „Regen kommt!“ Ich blicke skeptisch auf meine Schuhe, ockerbraun vom Staub der Straßen. Wie sie wohl aussehen, wenn sich hier alles in einen schlammigen Sturzbach verwandelt?

Auch die anderen Jungs aus der Theatergruppe sind da, geplant ist eine Wanderung zu ihrem Lieblingsort: dem „Wächterfelsen“. Der Steinblock, der die Form eines Gesichts hat, noch weiter oben, dort wo mal eine Cessna voller Kokain gegen den Berghang gekracht ist, weil der Pilot im Nebel die Orientierung verloren hat. Mir pocht der Puls bis zum Hals. Auf dem Weg ein paar Hintergründe zum Viertel: Alle, die hier wohnen, sind aus dem Urabá oder dem Osten Antioquias, viele sogar aus denselben Dörfern vertrieben worden, „deswegen sind wir eine so gute Gemeinschaft.“ Häuser, die abenteuerlich durchhängende Stromversorgung, den Bolzplatz, „das haben wir alles selber gebaut.“ Deswegen heißt „La Cruz“ so wie es heißt: das Kreuz, weil statt Strommasten Holzkreuze herhalten müssen. „Zu verkaufen“, steht an einer Bretterbude, die sich auf einer abenteuerlichen Stelzenkonstruktion am Steilhang balanciert, das Dach ist eine gespannte Plane: „Vom Tod zur Hoffnung – wählt Salazar!“, lese ich darauf. „Der kümmert sich auch nicht“, sagt Mario, Camilos Cousin. „Wir sind eben Risikogebiet und ganz weit weg“, versucht Camilo zu erklären. „Wir müssen uns selbst organisieren und der Stadt Lösungen präsentieren, die wissen ja gar nicht, wie es bei uns aussieht.“

La Cruz ist etwa 60 Jahre alt, aber die Masse kam in den 1990er Jahren. 6.000 Menschen, so schätzen die Jungs, leben hier, „aber es werden jeden Tag mehr“, denn neue Vertriebene kommen an. Gerade hat die Polizei ein paar Familien verscheucht, die Reste ihrer Hütten sind noch zu sehen. Niemand hier hat eine Besitzurkunde über das Terrain, im Grunde sind sie alle illegal hier, „aber klar, wo sollen wir denn hin?“ An allen Hügeln der Stadt kraxeln die Hütten stetig weiter nach oben. Und alle haben mehr oder weniger dasselbe Problem: Sie sind „Abgeschaltete“. Heißt: Strom, Wasser, Telekommunikation, Müllabfuhr – all das kommt nicht oder nur sporadisch an. Dreimal am Tag fällt der Strom für mehrere Stunden aus, das Wasser kommt aus Tanks, die im Sommer oft austrocknen, Abwasserkanäle gibt es nicht: Alles bahnt sich seinen Weg, von oben nach unten. Das „Hühnerstall-Prinzip“ nennen die Jungs das und grinsen. „Die unten wohnen bekommen die Scheiße der Oberen auf den Kopf.“

EPM – Empresas Públicas de Medellín, die städtischen Energiewerke „führen sich auf wie ein Privatunternehmen.“ Sie haben auf alle öffentlichen Dienste das Monopol, seien „blitzschnell im Abkassieren und schneckenlahm, wenn es um Reparaturen oder Beschwerden geht.“ Die Preise sind dieselben wie in den reichen Stadtvierteln, „da sind wir dann plötzlich legale Anwohner, wenn es aber um Planungsprojekte geht, dann werden wir nicht gefragt.“ Ein neues Metrocable soll nach La Cruz gebaut werden bzw. an La Cruz vorbei Richtung Santa Elena hoch, einem idyllischen Bergdörfchen voller Hippiekommunen, riesiger Fincas und einem der schön-

ten Waldgebiete der Region. Dorthin machen die Jungs immer Wochenendausflüge, mit Zelt, Gitarre und Grillwürstchen, aber damit wird wohl bald Schluss sein. „Sie bauen uns eine Mauer vor die Nase.“ Das Waldgebiet soll zum Naturschutzgebiet erklärt werden, eingezäunt, Eintritt nur gegen Gebühr. „Und das Metrocable, das sie planen, verläuft dann dort durch die Senke.“ In der Senke stehen etwa 20 Häuser, „die müssen dann weg.“

Die Jungs haben nun – zusammen mit dem Red Juvenil – eine Studie angefangen: Sie schreiben genau auf, was, wo etwas und wie viel davon fehlt, das wollen sie später dem Bürgermeisteramt präsentieren. Genauso wie eine Petition gegen das Metrocable. Die ersten Tropfen fallen vom Himmel.

3.14 Die Welt geht unter

Wir rennen los, durch Hinterhöfe, über Dächer, Schleichwege, am Abhang entlang. Ob wir es noch wie geplant zu Don Arnolfo rüber schaffen? Keine Chance. In einer Quebrada – einer flussbettartigen Senke – fällt uns beinahe der Himmel auf den Kopf. Doña Esmeralda winkt uns unter ihr Dach und schenkt Camilo und mir – die anderen sind gleich nach Hause gerannt – eine Tasse dampfend heißes „Agua Panela“ – Zuckerrohrwasser – ein.

Draußen geht die Welt unter. Medellín ist irgendwo in der grauen Brühe versunken. „Dort hinten ist mal eine ganze Häuserreihe weggerutscht, acht Tote“, informiert Camilo. Häuser in Senken zu bauen ist am gefährlichsten, weil da alles runterkommt und die Erde am lockersten sitzt. Ich sehe den Erdstraßen zu, wie sie sich in braune Schlammflächen verwandeln, die Quebrada neben uns schwillt langsam zu einem Sturzbach an, ein einsames Stromkabel wird vom Wind hin und her gepeitscht. Das Problem seien auch die Pflanzen, erklärt Camilo. „Wir sind ja alle Bauern und die meisten bauen hier das an, was sie in ihren alten Dörfern angebaut haben, Bananen, Yucca und so.“ Doch der Boden hier sei anders, kein Boden für Bananen, dieser „falsche Ackerbau“ würde die Erde schneller erodieren lassen. Camilo studiert Landwirtschaft, er will für die Gemeinde einen Plan erarbeiten und mit der Jugendgruppe, die er mit seinen Freunden gegründet hat, Projektfelder anlegen.

Der Regen macht einen ohrenbetäubenden Lärm auf dem Blechdach. Camilo wird plötzlich ganz still. „Mein Opilein wird jetzt ganz glücklich sein.“ Seit Tagen habe er vor der Hütte gesessen und auf den Regen gewartet, auch wenn er hier keine Felder mehr hat. „Mich macht Regen auch glücklich“, flüstert Camilo und da drückt er plötzlich meinen Arm, „er macht alles gleich, hörst du wie er prasselt, das beruhigt mich, wenn ich nicht schlafen kann.“

Und dann beginnt er zu erzählen, von seinem Dorf, sieben Häuser standen dort nur, es gab einen Fluss, so klar, dass man die Fische mit der Hand fangen konnte, Pferde hatten sie, alles. Bis die Kämpfe immer näher kamen, bis sie alle gehen mussten. „Neulich gab es eine Gruppe, die ist zurückgegangen und hat mal geguckt, wie es dort aussieht.“ Camilo war krank und konnte nicht mit, aber sie haben ihm Fotos mitgebracht. „Es ist nicht mehr so wie in meiner Erinnerung, es ist ganz leer dort, wie tot.“ Vielleicht war es sogar besser, dass er nicht mitfahren konnte. „Man tut immer so, als ob alles normal ist, aber nichts ist normal.“ Immer sei da eine Leere, etwas fehle. „Ich glaube“, er legt den Kopf schief, „ich glaube, dass ich jetzt durch das Theaterprojekt mit Inge zum ersten Mal verstanden habe, dass das eben so ist, dass die Leere ein Teil von mir ist.“ Ein Teil, den er nicht unterdrücken, nicht bekämpfen kann, sondern akzeptieren muss, „und irgendwie fühlt sich das jetzt besser an.“

3.15 „Ob Müll Müll ist, ist Sache des Betrachters.“

Wir kommen viel zu spät und völlig durchnässt bei Don Arnolfo an, ein vollbärtiger Kauz, Mitte Vierzig, in Ökolatschen. An der Wand ein Bild mit Sonne, Wasserfall, Bäumen, Vögeln: „Hier ist Jesus“ steht darauf. Er gibt uns Strickpullis, bietet Platz auf Stühlen an, die er selbst zusammengezimmert und bezogen hat und einen Tee aus Kräutern, die er im Garten anpflanzt. Don Arnolfo macht alles selbst. Er ist der Recycling-König von La Cruz. Jeden zweiten Sonntag organisiert er die Jungs aus dem Viertel und geht mit ihnen Müll sammeln, an den Berghängen, in den Quebradas. „Da liegt Zeugs rum, unglaublich!“ Don Arnolfo regt sich ein bisschen auf, aber nur ein bisschen, weil er von Natur aus so gechillt ist, dass er das eigentlich gar nicht kann: sich aufregen. Alles was einmal gebraucht worden sei, werde achtlos in die Natur geschmissen, „Wegwerfgesellschaft!“ Dabei könne man doch aus allem etwas Neues machen! „Ob Müll Müll ist, das ist doch Sache der Betrachtung!“ Vor allem aber der Kreativität: Aus dem Gesammelten basteln Don Arnolfo und seine „Lehrlinge“ Stühle (bespannt mit zusammengezwirbelten Plastiktüten), Geldbörsen (gefaltet aus „Aguardiente“-Tetra-Packs), Hängematten und Taschen (aus Schilf, Gras und Schnurabfällen, aus alten Planen von Lastwagen oder Kassettenband), Abwasserfilter, um das Dreckwasser von den Hängen zu säubern (aus Dosen, Glasfasern, Steinen, was man eben so findet). Daneben gibt es Kräuterkunde, Kompostlehre und vegetarische Kochkurse, seinen eigenen Mist kippt er auf die Beete.

Außer uns drängen sich in Don Arnolfos Küche noch sechs andere Mädels und Jungs, mit Punk-Frisuren, Dreadlocks, Hippiemähen, Gangster-

hosen, manche haben kleine Kinder auf dem Schoß. Während des Flechtens und Bastelns wird gerappt, gesungen, manchmal Gitarre gespielt, auf jeden Fall viel gelacht. Don Arnolfo war einmal Belgier und hat als Missionar angefangen, aber zu ernst nimmt er das Ganze nicht mehr. Im Grunde ist er einfach das JuZe, das Jugendzentrum in La Cruz und weg will er hier nie mehr. „Hier ist eine unglaubliche Energie, alle sind kreativ, alle wollen was auf die Beine stellen“, sagt er. Theater und Pantomime-Gruppen gibt es, Konzerte und Tauschbörsen werden organisiert – Maira, die lange Zeit Vorsitzende der Junta Comunal, dem Gemeinderat, war, sagt: „Ich glaube, das hat uns bisher vor der Gewalt gerettet.“ Nicht, dass Guerilla, Paras, Banden nicht durch la Cruz gezogen wären, auch die Busse werden zu Schutzgeldzahlungen erpresst, weiter unten, in Manrique tobt der gleiche Straßenkampf wie überall, aber: „die Gemeinde hat immer zusammengehalten und sich nicht spalten lassen.“ Draußen ist es dunkel geworden, die Wolken haben sich verzogen, der Himmel steht voller Sterne und unten glitzern die Lichter der Stadt. Das ist wunderschön.

3.16 Finale mit Feuerwerk

„Offenes Feuer geht nicht“, sagt das Sicherheitspersonal im Bibliothekspark San Javier am Fuße der Comuna 13. Das ist schlecht. Das Theaterprojekt sollte zur Hälfte im Kerzenschein spielen. Also ummodelln, Inge bleibt cool, gibt Anweisungen. Das Wichtigste ist, dass das Stück steht, woran vor drei Tagen noch niemand geglaubt hätte. Draußen stehen bereits eine ganze Menge Leute Schlange, um „Ausente“ zu sehen. „Keine Aufregung, ihr könnt das, ihr macht das, das wird sehr, sehr gut!“ Das Licht geht aus und trotzdem, auch ohne Kerzen, ist die Atmosphäre intensiv gespannt, in jeder Minute. Als das Licht wieder angeht, gibt es tosenden Beifall. Eine ältere Dame steht auf. „Danke!“, sagt sie. „Genauso wie ihr es gezeigt habt, genau so habe ich es erlebt in den letzten 25 Jahren.“ Doña Fabiola! Ich habe sie in Bogotá kennen gelernt, beim Seminar mit den Familienangehörigen von Verschwundenen, später, als das Referat für die internationale Konferenz ausgearbeitet wurde, war sie eine derjenigen, die vorgeschlagen wurde, es zu präsentieren. Sie lehnte ab, gab Jüngeren den Vortritt und trotzdem wird ihr Name auf der Konferenz fallen: Als diejenige, die den kolumbianischen Staat als Erste vor der Interamerikanischen Menschenrechtskommission der Organisation Amerikanischer Staaten angeklagt hat: wegen des „gewaltsamen Verschwindenlassens von Luis Fernando“, ihrem Sohnes. Luis Fernando war in den 1980er Jahren in der Kommunistischen Partei engagiert, hat sich für mehr Bildung in den Armenvierteln eingesetzt, Gewalt lehnte er ab.

Er wusste ja, wozu die führt. Fabiolas Familie – die Mutter aus einer konservativen Familie, der Vater Vollblut-Liberaler – hatte es immer geschafft, politische Differenzen mit Worten auszufeuchten. Bis sie fliehen mussten, weil die meisten Anderen zur damaligen Zeit, der „Violencia“ Ende der 1940er Jahre eben dies nicht verstanden.

Fabiola wusste, dass ihr Sohn sich durch sein Engagement in Gefahr begab, aber verbieten wollte und konnte sie es ihm nicht. Als Luis Fernando eines Abends nicht nach Hause kam, ahnte sie gleich, dass er nicht von alleine wieder auftauchen würde. Doña Fabiolas Suche begann. Sie hat mehr Akten gesammelt als sie Platz hatte, diese zu lagern. Hartnäckig hat sie jede Lüge der Behörden entlarvt, hat weitergemacht, auch nachdem sie selbst ins Gefängnis geworfen und im Fernsehen als „führende Drogenhändlerin“ denunziert wurde. Sie hat die Medellín-Sektion der ASFADDES, der Vereinigung von Familienangehörigen von Verschwundenen gegründet. Nach 25 Jahren hat sie Luis Fernandos sterbliche Überreste schließlich erhalten. Ihr Anwalt hat den Kampf nicht überlebt, er wurde umgebracht. Für ihn, für Luis Fernando, für alle Opfer kämpft die 70-Jährige weiter, unterstützt Opfer, sagt: „Es ist eine verdammt harte Arbeit, aber es geht nicht anders.“ Jetzt diese Jugendlichen zu sehen, die auf die Bühne bringen, was passiert, das Schweigen brechen, das sind die Momente, in denen sie ganz sicher ist, dass es irgendwann einmal Gerechtigkeit geben wird in diesem Land.

Inge lächelt ein bisschen abwesend, sie ist erschöpft, doch ihr Blick sagt: „Verstehst du jetzt, warum ich das mache?“ Morocho, Camillo, Eleni, Diego, alle sind aufgekratzt, laden mich zur „Abschlussfahrt“ ein. Wir rennen zur Metrocable-Station gegenüber dem Bibliothekenpark, quetschen uns in die schaukelnden Gondeln. Es geht steil nach oben, unter uns ein Meer aus tausend Lichtern. Es blinkt und blitzt und flimmert überall, im Zentrum, im Tal, aus den Comunas, an den Hängen. „Lichternacht“ ist heute, an jedem Haus, an jeder Hütte werden Leuchtketten angesteckt, Kerzen angezündet und als wir ganz oben angekommen sind, Station San Cristóbal, bei Flores, bei La Montañita, da knallt es plötzlich: bam bam bam. Grüner Feuerwerksregen explodiert am schwarzen Nachthimmel – „Das“, ruft Camilo ausgelassen und legt den Arm um Morocho, „ist, weil wir so gut waren!“

4. Viele Stöcke, viele Worte, eine Waffe – Norte del Cauca

„Deswegen singen wir, weil der Eindringling nicht versteht, deswegen kämpfen wir, weil wir angegriffen werden, deswegen geben wir nicht auf, solange die Sonne nicht untergeht...“ (Mientras no se apaga el sol – Volkshymne der Nasa-Indianer).

4.1 Ein Netz hat viele Fäden

„Wir freuen uns, dass du die Organisation der Cabildos im Norden des Cauca ACIN kennen lernen möchtest. Wir werden über deine Anfrage in der Asamblea (Vollversammlung) abstimmen und geben dir Bescheid“, steht in der Mail, die ich von Juan Manuel des „Tejido de Comunicación“ zurückbekomme. Aha, denke ich. Nach zehn Tagen gibt es das Okay. Flieger nach Cali, Bus Richtung Anden-Kordillere, durch Zuckerrohrfelder, Zuckerrohrfelder, Zuckerrohrfelder nach Santander de Quilichao, links am Plaza Santander vorbei zum Radiosender „Pa‘ Yumat“. „Darf ich eintreten?“ heißt das in Nasa Yuwe, der Sprache der Nasa-Indianer. Ich darf und Juan Manuel, 23, freut sich wirklich, mich zu sehen. Er ist mein „Koordinator“ in den nächsten Tagen, für meine Aktivitäten und meine Sicherheit verantwortlich. Der Norden des Cauca ist nicht gerade die entspannteste Region Kolumbiens, deswegen gibt es ja die ACIN und deswegen bin ich hier: um mehr zu erfahren über diese Organisation der Nasa, der zweitgrößten Indigenen-Kultur Kolumbiens. „Für unser Territorium und das Leben“ steht auf mindestens zehn Plakaten, die an die Wände des Büros gepinnt sind. Juan Manuels Bildschirm schaltet in Schoner-Modus, Kosmos-durch-die-Zeit-Geräusche auf der ACIN-Seite und der oberste Artikel „Wir gedenken der vier Nasa, die am Wochenende in Corinto ermordet wurden“ verschwindet in Sternenstaub.

„Wir sind ein Tejido, aber mit allen anderen vernetzt, nichts funktioniert ohne die anderen Teile“, erklärt Juan Manuel in Fremdenführer-Duktus. „Tejido“ heißt Webteppich, andere Webteppiche, aus denen die ACIN gestrickt ist, sind: Wirtschaft und Umwelt, Menschenrechte, Gesundheit und Körper, Harmonie und Recht, Verteidigung des Lebens, Kultur und Identität und das Haus der Gedanken. Das alles zusammen ergibt, was mir Bekannte als die wichtigste indigene Widerstandsbewegung Kolumbiens vorgestellt haben. Juan Manuel grinst. Ich muss ein bisschen an den „kleinen Vampir“ denken, spitze Eckzähne, ein wilder So-was-wie-ein-Irokesenschnitt unter der Nike-Kappe, listiger Blick, klein. Dabei ist Juan Vegetarier und hat auch sonst nichts mit Blutsaugerei am Hut.

4.2 In den Wäldern lernen

„Recuperar la Memoria – die kollektive Erinnerung wieder beleben“, das sei, was die Nasa so stark werden ließ, sagt Ricardo Peñaranda, Professor an der Universidad Nacional in Bogotá, auch wenn die Erinnerung manchmal etwas geschönt werde. „Unser Widerstand beginnt 1492, als die Spanier angefangen haben, unser Territorium zu rauben und uns Indios zu nennen“,

beginnt meine Einführung in die Geschichte der Nasa. Früher nannte sich das Volk die Paéz, aber den „Colonisadores“, was in Deutsch mit „Kolonial-, „Herren“ übersetzt wird, war das egal. Für sie waren alle „Barbaren“ und „Wilde“. Deshalb konnte man sie versklaven, ihre Territorien besetzen und sie zur Mita, der Arbeit auf den Feldern oder in den Bergwerken zwingen. Die Bezahlung war minimal, zum „Arbeitsanreiz“ wurde der eine oder andere „faule Indio“ auch mal geköpft und auf einem Speer in der Mitte des Dorfes zur Schau gestellt. Einer war der Sohn der Cacica Gaitana – und die organisierte einen 5.000 Menschen starken Rachezug, riss dem zuständigen General die Augen aus, köpfte ihn zwischen Mund und Schnurbart und schleifte die Kriegsbeute von Ortschaft zu Ortschaft. Danach verbrannte sie ihn und zerstreute seine Reste mit den Worten über dem Meer: „Damit er in Frieden zurückkehrt, woher er niemals hätte kommen sollen und endlich Frieden einkehrt!“ Juan Manuel hat die Geschichte „1A“ drauf, genauso wie die des Caciquen Juan Tama, zweiter Gründungsmythos des Widerstandes, dessen friedlichen Charakter ich bisher noch nicht ganz klar verstanden habe. „1700: Juan Tama. Er war listig, er lernte von den Priestern der katholischen Kirche, wie das Recht der Weißen funktioniert“, fährt Juan Manuel fort. Manche Indios hatten, sofern sie die von der königlichen Verwaltungsbehörde erstellten Normen erfüllten, zwar im Rahmen der ersten Landreform Grund erhalten, doch erstens reichte der nicht zum Überleben einer Familie und zweitens wuchs die Bevölkerung der Mestizen so schnell an, dass die Ländereien besetzt oder völlig aufgelöst wurden. „Der Indio hatte keine Rechte, er war auf die Gnade der Mächtigen angewiesen. Es entstand ein ganzes System von Unterwürfigkeit, Verstellung und Lüge im Umgang mit den Weißen und Herrschenden“, schreibt Werner Hörtner in seinem Buch „Kolumbien verstehen“. Das ist es, was mir hier gleich am Anfang aufgefallen ist: Denn hier bei der ACIN blickt keiner zu Boden, zur Seite, in die Luft, wenn er mit mir spricht. Immer direkt in die Augen, ein stolzer, ein wacher Blick. „Tama verhandelte mit der Krone. Er war es, der den Spaniern die ersten schriftlich dokumentierten Kollektivtitel für unsere Resguardos (Reservate) abgerungen hat.“ Die ACIN ist gerade dabei, die alten Dokumente zu suchen – in Quito, Ecuador oder in irgendeinem spanischen Archiv müssen sie sein. „Im Vergleich zu dem, was wir hatten, waren das Gefängnisse. Doch wenigstens hatten wir nun ein geschütztes Territorium.“

1810: Unabhängigkeitskriege. Tausende Indigene kämpften in den Reihen Simón Bolívars. Doch auch Frauen und Kinder machen mobil: Sie zerreißten königliche Dekrete, leeren Branntweinfässer (darauf hatte die Krone das Monopol) aus und mobilisieren zur Común, zu Versammlungen, in denen die Aufständischen erste Delegierte wählen. Comuneros wurden diese deshalb genannt, Comuneros nennen die NASA noch heute alle, die an ih-

ren Asambleas teilnehmen. Bolivar erkannte die Rechte der Indigenen dann zwar an, die Kreolen, die nach ihm an die Macht kamen, jedoch nicht. „Terrajes“ – Pachtzahlungen mussten geleistet werden, Rechte und Kultur der „Wilden“ wurden mit Füßen getreten.

Der „Indio, der in den Wäldern lernte“ kam, Manuel Quintín Lame, noch ein Name, meine Hand schmerzt vom schnellen Mitschreiben. Ich komme mir vor wie früher beim Diktat in der Schule: Hauptsache keine Information verpassen, wirklich Zeit, zu verstehen, was ich schreibe, habe ich nicht. Quintín Lame „lernte von der Gaitana kämpfen und von Juan Tama verhandeln“, sagt Juan Manuel, der beim Erzählen genauso konzentriert ist wie ich beim Zuhören. Jetzt spickt er kurz, ob ich alles richtig aufgeschrieben habe. Quintín Lame organisierte: einen Aufstand mit 6.000 Indígenas, den ersten „Obersten Rat der Indios“, die Bewegung der indigenen Frauen. 18 Jahre, sieben Monate und 21 Tage verbrachte Quintín Lame im Gefängnis, mehr als 150 Mal wurde er angeklagt, kein einziges Mal konnte er rechtskräftig verurteilt werden. Den „ersten indigenen Anwalt“ nennt man ihn heute. Sein Manifest habe immer noch Gültigkeit, sagt Juan Manuel. „Der Weiße raubt dem Indigenen sein Land, er füllt ihn mit Alkohol ab und lässt ihn Schuldscheine unterschreiben, obwohl dieser ihm gar nichts schuldet“. In seinem Namen gründete sich 1984, 17 Jahre nach seinem Tod, die erste und einzige indigene Guerilla-Bewegung: das Movimiento Quintín Lame. „Kampf den Banden der Großgrundbesitzer, Kampf der staatlichen Repression“, kritzlele ich in meine Notizen, dann Demobilisierung, Mitwirkung bei der neuen Verfassung 1991, parallel Gründung friedlicher Basisbewegung CRIC, Padre Alvaro Ulcué Chocué, Gründung des Projektes Nasa, Lebenspläne, ACIN, 19 Cabildos, Guardia Indígena,... „Das lernst du alles kennen, mit der Zeit!“ „In dieser einen Woche?“, denke ich und will sofort losfahren, in die Berge, in alle 15 Resguardos gleichzeitig. „Geh dich erst mal ausruhen!“, schlägt Juan Manuel vor.

4.3 „La mata que mata – das Kraut, das tötet“

Es gibt Einfacheres, als mit Don Guillermo einen Interviewtermin zu verabreden. Nicht, dass er keine Lust dazu hätte, im Gegenteil: „Du musst viel Zeit mitbringen, Fräulein Journalistin, denn ich habe sehr viel zu erzählen!“ Don Guillermo war dabei, als sich 1971 der erste Regionale Indianer-Rat Kolumbiens gründete: der Consejo Regional Indígena del Cauca (CRIC). Er war mehrfacher Präsident der nationalen Indigenen-Organisation ONIC, die sich in den 1980ern zusammenschloss und berät jetzt das „Tejido de la Salud“, den „Webteppich Gesundheit“ der ACIN. Die ACIN wurde 1996 ins Leben gerufen und

ist gerade erst mit dem wichtigsten spanischen Friedenspreis ausgezeichnet worden. Das Problem ist deshalb nicht meine, sondern seine Zeit. Ständig ist er auf irgendeiner Versammlung, einer Beratung, Besprechung, Sitzung, Aus-, Fort- oder Weiterbildung. Außerdem ist er 61, hat diverse Söhne, Nichten und Enkel und nie „Minutos“, Kredit auf dem Handy, um Bescheid zu geben, dass er zur abgemachten Zeit doch nicht am abgemachten Ort sein wird. „Hier in den Bergen plant man nicht wie bei euch in der Stadt, Fräulein Journalistin, aber sorgen Sie sich nicht, wir werden uns schon treffen!“

Deswegen sitze ich nun in einer „Chiva“, einem uralten Jeep, und rumpele gemeinsam mit Rodrigo vom Gesundheits-Tejido nach „oben“, ins Resguardo Toribío, nach San Francisco. Unten bleibt der Lärm der Stadt, eine Mischung aus Hupen, Marktgeschrei, Vallenato und Salsa-Gedöns aus den Bars. Die Abgase der rußenden Oldtimerbusse werden vom satten Grün der Berge aufgesogen. Sauerstoffexplosion mit Eukalyptus-, Minze- und Mangoaroma. „Das Hellgrüne da an den Hängen, das ist zum Beispiel alles Koka“, Rodrigo nickt aus dem Fenster, „la mata que mata – der Strauch, der tötet.“ Er lacht. Für Indigene ist Koka eine heilige Medizin-Pflanze, gekaut schon von den Ahnen, um die Höhe zu ertragen und den Hunger während der harten Feldarbeit zu unterdrücken. Fast jede Familie hat ein paar Sträucher in ihrem „Tul“, dem traditionellen Familiengarten, zwischen Mais, Yucca, Plátano, Bohnen und Kräutern. Doch seit der Drogenhandel Mitte der 1980er Jahre Kolumbiens Hauptexportgut wurde, verwandelten sich immer mehr „Tules“ in Koka-Plantagen. „Das gibt einfach mehr Geld als eine Kiste Bananen“, erklärt Rodrigo, die ACIN bringe das in eine schwierige „Sandwich-Position.“

Denn die Möglichkeiten, im Cauca Arbeit zu finden, sind knapp – trotz zahlreicher „Entwicklungspläne“, die der Region von der Regierung auferlegt wurden. Aus den über zehntausend Jobs, die versprochen wurden, sind nicht mehr als 3.000 geworden, die meisten davon in Cali oder Popayan, den Hauptstädten. Und so torpediert die Nachfrage auch die beste Nasa-Tradition: Die ACIN ist gegen den illegalen Anbau, doch alleine bekommt sie das Problem nicht in den Griff. „Schließen wir uns der Regierung an, die die Plantagen ausreißen will, beschimpfen uns die Bauern, stellen wir uns dagegen, nennt uns die Regierung Kollaborateure der Drogenmafia, das spaltet die Gemeinden.“ Mehrere Vorschläge der ACIN an die Regierung, in Alternativen – Kaffee-, Reis-, Bananenplantagen – zu investieren, wurden abgelehnt. „Das ist zu kostspielig“, heißt es dann immer. Und so geht das Spiel weiter: Die Armee reißt eine Plantage aus, gegenüber wird ein neue gepflanzt. Dasselbe passiert mit den Marihuana- und Mohnfeldern, die weiter oben, in kälteren Zonen blühen. „Keiner, der die Macht hat, den Drogenhandel einzudämmen, hat Interesse daran“, schließt Rodrigo, „schließlich ma-

chen sie alle Geld damit!“ Der Jeep passiert eine Steinmauer. „Dago, Raul, Manuel“ steht unter drei gesprayten Portraits, „wir haben Rache geschworen und wir werden siegen!“. „Die Ahnengalerie der FARC“, erklärt Rodrigo.

Das Problem ist nur, dass es den „Ahnen“ nicht an Nachwuchs fehlt. Weswegen uns an der Ortseinfahrt Toribíos auch eine gigantische Festung aus hohen Mauern (mit jeder Menge Einschusslöchern) und Sandsäcken empfängt. Dahinter patrouillieren grimmig blickende Soldaten. Unsere Pässe werden kontrolliert, weil ich im Vorbeifahren ein Foto geschossen habe. „Jetzt kommt gleich: Von welcher Front seid ihr?“, scherzt Rodrigo und schmettert den Uniformierten ein fröhliches „Einen schönen guten Morgen, die Herren!“ entgegen. Es ist diese ironische Leichtigkeit, nie Zynismus, die mir in den kommenden Tagen immer wieder begegnet. „Trotz der vielen Toten kreisen unsere Gedanken um das Leben“, wird mir Ezquiel Vitonas, Tejido Menschenrechte, am letzten Tag zum Abschied sagen.

Marta steigt ein, „AIC-Gesundheit“ steht auf ihrem Medizinkittel. Sie trägt Plakate, einen Beamer und ein Laptop für die Informationsveranstaltung in San Francisco, auf der ich dann hoffentlich auch Don Guillermo treffe. Die AIC ist die Gesundheitsbehörde der ACIN, eine eigene Art Krankenversicherung, die 90% der Bevölkerung der Resaguerdos abdeckt. Pro Mitglied bekommt sie vom Staat 245.000 Peso im Monat, etwas mehr als 100 Euro. Anders als herkömmliche Krankenversicherungen zahlt die AIC damit auch Behandlungen nach traditioneller Medizin der Nasa. „Das ist aber ein ständiger bürokratischer Kampf“, schnaubt Marta, „außerdem bräuchten wir noch viel mehr professionelle Fachkräfte, aber die muss man erst mal finden.“ Indigene gehören in Kolumbien noch immer zur Bevölkerungsschicht mit der schlechtesten Ausbildung, obwohl die Analphabetenrate im Norden des Cauca seit Gründung der CRIC von 70 auf 20 Prozent gesunken ist. Außerdem erzählt Marta in dieser letzten halben Stunde bis San Francisco noch, dass sie erst seit kurzem wieder in Toribío wohnt. Ihr Vater musste Ende der 1940er Jahre, zur Zeit der „Violencia“, als die politische Gewalt mal wieder auf einem Höhepunkt angelangt war, von seiner Finca fliehen. Erst, seit nach Gründung der CRIC 12.000 Hektar Land zurückerobert wurden, kam die Familie zurück.

4.4 Die Erde befreien

„Mawga Pete“, „Guten Morgen!“, begrüßt Don Guillermo einen bis auf den letzten Meter gefüllten Saal in der Finca der Verwaltung San Francisco. Koka kauende, faltige, gegerbte Gesichter murmeln einen Gruß zurück, dazwischen aber auch jede Menge Jüngere, Nike-Kappe auf, Converse an

den Füßen, die genauso ratlos gucken wie ich, als er in Nasa Yuwe fortfährt. Aus allen umliegenden Gemeinden sind sie herab- und hinaufgestiegen, um darüber abzustimmen, wie das Gesundheitssystem verbessert werden kann. Plötzlich spanisch: „Damit sie im Ausland, dem unser Präsident Uribe erzählt, hier lebten alle friedlich und hätten genug zu essen...“ alle kichern und zwinkern mir zu. Bunte Tücher, spitze Filz- und gesteierte Strohhüte, Nike-Kappen und Perlenohrringe, wackeln, „...damit sie dort noch eine andere Version erzählen kann.“ Don Guillermo zwinkert mir zu. Nachher setzen wir uns in den Hinterhof. „Was willst du also wissen, Fräulein Journalistin?“ Alles!

Er schweigt, blickt auf die Berge, hebt langsam den Arm, macht eine Kreisbewegung. „Das alles gehörte damals dem Großgrundbesitzer Guillermo Duque, selbst meinen Vornamen hat er uns aufgezwungen.“ Don Guillermos Eltern waren Mita-Arbeiter, mussten für das wenige Land, das ihnen zugeteilt wurde, „Terraje“, Pachtzahlungen leisten: sechs von zehn Ernten an den Herrn Duque abgeben. In die Schule gehen war für Guillermo nicht drin, seine Aufgabe bestand darin, die Hänge für die Viehweiden zu roden, Stroh zu binden, hier und dort auszuhelfen: „Für die Encomenderos waren wir Sklaven – und gebildete Sklaven waren gefährlich.“

Doch Don Guillermo wurde eines Tages, da war er knapp 17, von Soldaten aufgegriffen und zum Militärdienst verpflichtet. Ich nicke verständnisvoll. Militärdienst, davon waren die Indigenen ja eigentlich schon seit Bolívar ausgenommen, weil sie bereits genug Blut vergossen hatten. Papier und Praxis! „Das war mein Glück“, sagt Don Guillermo dann aber. Er bekam eine Ausbildung, lernte lesen, schreiben und einen General kennen, der, wahrscheinlich ohne Absicht, ein gutes Stück dazu beigetragen hat, dass mir heute kein Guillermo Duque, sondern ein selbstbewusster Guillermo Tenorio gegenüber sitzt. „Du bist schlau und wissbegierig“, sagte ihm der General, „versuche, zu studieren und befreie dein vergessenes Volk, das so sehr gelitten hat!“ Don Guillermo zuzuhören ist wie in eine andere Welt einzutauchen: Er spricht langsam, bedächtig, mit jedem Wort, jedem Satz verdichtet sich die Landschaft um mich herum. Dort drüben war das Haupthaus der Finca. Daneben hat Don Guillermo, nachdem er wirklich an einer Art Volkshochschule studieren konnte, eine „Escuela Radiofónica“, Radio-Schule für die Gemeinde eingerichtet. Die ersten Alphabetisierungsprogramme liefen an und noch weiter hinten, hinter dem Bergrücken noch, da traf man sich nachts, heimlich, zu Ritualen und politischen Diskussionen an der „Tulpa“, dem zwischen drei Steinen lodernden Lagerfeuer. „Dort nimmt der Widerstand seinen Anfang“, sagt Don Guillermo, „wie alles seinen Anfang im Feuer nimmt“. Ich erinnere mich an eine Tradition, von der mir Doña Maria im Urabá erzählt hat: „Nach der Geburt legen wir die Nabel-

schnur der Frischgeborenen ins Feuer, denn sie ist die Verbindung zwischen uns Menschen und der Erde.“ Eine Verbindung auch zwischen den Kulturen. „Ja“, sagt Don Guillermo, „am Feuer haben wir uns alle getroffen, denn das Feuer ist weise, es führt uns zusammen und lässt die Zukunft erkennen.“

Ver, juzgar, actuar – „erkennen, urteilen, handeln“ ist das „Ley de Origen – das Urgesetz der Nasa“. „Wir begannen aufzuwachen und merkten, dass wir Sklaven waren.“ Doch wie organisiert man einen Aufstand gegen die Großgrundbesitzer? Deren „Pajaros“, bewaffnete Banden, hatten seit der *Violencia* ab 1948 jahrelange Übung darin, Oppositionelle und Kritiker zu ermorden: keine Familie, in der nicht einer einem der grausamen Massaker zum Opfer gefallen ist. Auch Don Guillermo hatte Angst, „denn in unserer Gemeinschaft gab es Leute, die schlecht über uns redeten und uns für ein bisschen Geld an die Großgrundbesitzer verraten haben.“ Hilfe gab es schließlich auch von außen. 1960er/70er Jahre, Revolutionsstimmung auf dem ganzen Kontinent, in Kolumbien ausgerechnet mitgetragen von der „Alianza Nacional Popular“ (ANAPO) des ehemaligen und einzigen Militärpräsidenten Rojas Pinilla. Der predigte eine Umverteilungspolitik wie Perón in Argentinien: Die Oberschicht setzt ihn ab, die Landbevölkerung schloss sich ihm an. „Damals kamen Studenten und Mitglieder der ‚ANAPO‘ wie Gustavo Mejía in unsere Gemeinden und sagten, dass wir uns zusammenschließen müssen.“

Am 24. Februar 1971 wird in Toribío der CRIC gegründet, 3.500 Comuneros kamen zur Gründungsversammlung. Don Guillermo gehörte damals zwar nicht zu den großen Rednern, aber er war mit in den vordersten Reihen bei den ersten Landbesetzungen: „Großgrundbesitzer, verlasst unsere Resguardos!“

4.5 „Kann man das so denken?“

„Die Erde befreien“, unter diesem Namen sind die damaligen Ereignisse in die kollektive Geschichte eingegangen. Eine Geschichte, die in den wenigsten westlichen Medien auftaucht. Klar, Evo Morales in Bolivien, der erste indigene Präsident Südamerikas hat die Sensibilität geweckt. Dennoch haftet dem Ausdruck Indigene auch in meinem Kopf noch immer etwas vom verklärten Bild „wildlebender Völker“ an. Das einzugestehen, ist unangenehm, denn es entspricht so gar nicht, was ich in diesen Tagen erlebe, aber es weckt umso mehr den Wunsch, wirklich zu verstehen, um was es hier geht – um ein Gesellschaftsmodell, für das Entwicklung nicht gleich Fortschritt um jeden Preis bedeutet. Um eine Gemeinschaft, die gegen dieselben Probleme kämpft wie die Regierung in Bogotá, aber ganz andere Lösungen dafür vorschlägt.

Guillermo hat gemerkt, dass ich grübele, er hat gewartet, jetzt fährt er fort. Gustavo Mejía wurde 1974 ermordet, 1975 folgte eine Welle der Verhaftungen, zurückeroberte Gemeinden und Felder wurden von der Polizei niedergebrannt. Die Großgrundbesitzer gründeten den CRAC (Regionaler Agrar-Rat des Cauca) und hetzten „Pajaros“, Privatbanden gegen den CRIC. „Das Movimiento Quintín Lame war eine Reaktion darauf, seine Mitglieder vor allem Waisenkinder, deren Eltern ermordet wurden“, erklärt Don Guillermo die Gründung der ersten und einzigen indigenen Guerilla-Bewegung 1984 – militärisch relativ unbedeutend, aber durch ihre enorme Ortskenntnis schwer zu fassen. „Sie konnte die Gewalt der Pajaros ein wenig eindämmen, aber nichts an den Wurzeln des Konfliktes ändern“, sagt er, „denn der Indígena lehnt Gewalt ab. Waffen bringen nie Lösungen, sondern immer nur mehr Probleme.“

Ich nehme auf ohne zu filtern, aber jetzt fällt mir ein, was Ricardo Peñaranda, Professor an der Universidad Nacional, gesagt hat: Dass nämlich „das Movimiento Quintín Lame natürlich keineswegs so autonom gehandelt hat, wird dir niemand erzählen.“ Im Grunde sei die Guerilla der bewaffnete Arm des CRIC gewesen. Dutzende Mitglieder seien später in Führungspositionen übergewechselt, andere hätten und würden bis heute als Berater weiterarbeiten. „Nur hat es der CRIC immer verstanden, das nie öffentlich werden zu lassen.“ Don Guillermo nickt Richtung Berge, Richtung 6. Front der FARC, Richtung Militärstützpunkt, Richtung Stadtzentren im Tal, wo wieder paramilitärische Verbände unterwegs sind. Und ich denke darüber nach, ob der bewaffnete Widerstand in diesem Land, auf diesem Kontinent, für die Nasa, nicht vielleicht die einzige Möglichkeit gewesen ist, sich zu behaupten? Für eine kurze Zeit, schließlich haben sie der Gewalt heute abgeschworen. Kann man das so denken? Ich finde keine Antwort. Irgendwann, denke ich, werden auch sie sich ehrlicher mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzen müssen. „Für die“, Don Guillermo nickt weiter Richtung Tal, „ist das schwer zu verstehen, sie haben eine andere Ideologie als wir.“ Erde, Kultur, Autonomie. Einheit: „Uns verbindet ein gemeinsamer Grund, die Erde, Mutter des Lebens, ohne die wir uns verlieren. Unsere Kultur, das Weitertragen unserer Identität bedeutet autonom zu bleiben in diesen Zeiten der Globalisierung.“

Die Cabildos befehlen dem Movimiento, die Waffen niederzulegen. „Einige von ihnen schlossen sich uns dann an“, erinnert sich Don Guillermo, der damals mit dem CRIC an Vorschlägen für die verfassungsgebende Versammlung 1991 arbeitete. Drei Delegierte schickt die ONIC schließlich. Sie erreichen, dass ihr Recht auf eine eigene Kultur und Sprache sowie auf selbstständige Organisation festgeschrieben wird. Der Staat verpflichtet sich, die Resguardos zu schützen, bisher noch besetzte Ländereien den

Grundbesitzern abzukaufen und an die Indigenen zu übergeben. Den Resguardos wird eine Selbstverwaltung (Cabildos) mit zweisprachigem Unterricht und eigener Rechtsprechung zugesprochen – sofern diese nicht gegen staatliche Gesetze und die Verfassung verstoßen. Entsprechend ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung erhalten die Cabildos Finanzmittel vom Staat und von verschiedenen Umweltfonds. Ende 1991 gründet sich auch die Partei Alianza Social Indígena – Soziale Allianz der Indigenen. Das komplette Scheunentor uns gegenüber ist mit Plakaten zugesperrt. Eine Frau, die in traditionell weißer Indigenen-Tracht die Verfassungsrolle Richtung Himmel streckt. „Aida Quilcué in den Senat“, steht darauf. In einer Woche ist Wahl.

4.6 „Caminamos la palabra“

Vor einem Monat: „Caminamos la palabra“ - „Lasst uns Schritt für Schritt das geschriebene Wort aus der Verfassung in Taten umsetzen“ wäre wohl die beste Übersetzung. „Denn der Erste, der die Verfassung verletzt, ist die Regierung selbst.“ Aida Quilcué steht auf einer kleinen Bühne in Popayan, der Provinzhauptstadt des Cauca, gerade hat sie ihre Kandidatur zum Senat bekannt gegeben. Vor zehn Jahren wäre das wahrscheinlich noch nicht möglich gewesen, aber die Indigenen-Bewegung ist nicht nur erstarkt, auch innerhalb ihrer Strukturen hat sich etwas verändert. „Ein Sieg für uns Frauen“, flüstert mir ein junges Mädchen von der Seite zu, „Freiheitskampf hin oder her, den Männern fiel es schwer, dass dazu auch das Aufbrechen der vertrackten Traditionen gehört.“ Sie schüttelt ihr Haar, hebt die Faust in die Luft. Mehrere hundert Menschen haben sich versammelt, darunter Alte, Junge, Männer, Frauen mit hellen Stöcken. Grüne und rote Bänder flattern daran. „Grün für unser Territorium, rot für das Blut, das dafür vergossen wurde“, erklärt mir Germán Valencia. Er ist im Koordinatoren-Team der Guardia Indígena, der indigenen Wacht, einer 4.000 Mitglieder starken Verteidigungs-Gruppe der Nasa. Mittlerweile, zehn Jahre nach ihrer Gründung, hat sie Nachahmer bei Indigenen-Gemeinden im ganzen Land gefunden.

Die Stöcke sind Symbol, keine Waffe, ausgetauscht werden Worte, nie Gewalt. 20 Stunden Fahrt, 10 Stunden Marsch nahm die Guardia 2003 auf sich, um einen von der Guerilla entführten Nasa-Bürgermeister aus dem Urwald zu befreien. 2008 sorgte sie dafür, dass die „Minga für das Leben“ sicher vom Cauca nach Bogotá gelangte – an die 60.000 marschierten damals für ihr Rechte, nicht nur Indigene. Denn, so ein Grundsatz der Nasa: „Alleine erreichen wir nichts!“ In allen Bereichen werden Netzwerke zu anderen Gemeinden mit ähnlichen Problemen gesponnen, zu Mestizen, Bauernbe-

wegungen, Afrokolumbianern. „Der Guardia können wir vertrauen, im Gegensatz zur Polizei“, erklärt mir John aus Naya, einer Schwarzen-Gemeinde, in der 2001 120 Menschen von Paramilitärs massakriert wurden.

Germán steht daneben, weiß, was ich denke: Was bringen Worte gegen Maschinenpistolen? Er antwortet mit einer persönlichen Erfahrung: „Eines Tages, 2003, nahmen mich die Paramilitärs fest. Sie sagten, ich gehöre zur Guerilla, doch ich konnte ihnen erklären, dass wir nur versuchen, unsere Zivilbevölkerung vor der Gewalt zu schützen, und dass der einzige Unterschied zwischen uns ist, dass ich verstanden habe, dass eine Waffe nie Leben verteidigen, sondern immer Tod verursachen wird.“ Natürlich hatte er Angst, doch „zeigen darf man sie nicht.“

Aída Quilcués Hand stützt auf einem schwarz lackierten Stock, die Bänder daran tragen die Farben des Regenbogens – der „Bastón de Autoridad“ symbolisiert Autorität. Jeder, der in den Cabildos eine Verantwortung übernimmt, trägt ihn bei sich. Aída Quilcué, geboren in Vitoncó, 1994 mit ihrer Familie vertrieben, lebt heute im Resguardo Pickwe Tha Fiw. Studiert hat sie nicht, nach neun Jahren Schule hat sie ihren „Weg im Prozess mit und für das Volk“ begonnen, hat verschiedene Aufgaben übernommen: in den Programmen Gesundheit und Frauen, als Schatzmeisterin, als Oberste Ratsvorsitzende des CRIC. Sie ist Preisträgerin des Friedenspreises Cacica Gaitana und nun Kandidatin für die Senatswahlen, die sie auch gewinnen wird.

Für die Regierung allerdings ist Aída Guerillera der FARC, seit sie im Herbst 2008 die „große Minga“, einen Marsch für Würde und Frieden, in der Gemeinde la Maria anführte. Der Marsch wurde von staatlichen Sicherheitskräften gewaltsam niedergeschlagen. „Von wem bitte wurde Uribe zum Präsidenten gewählt, wenn er langsam jeden hier im Land als FARC bezeichnet. Von der FARC?“, sagte sie damals Hollman Morris, der sie für Contravía interviewte. Einen Monat später kam Uribe persönlich in den Cauca, leugnete die Vorwürfe, sagte: „Wenn dieser Regierung etwas fremd ist, dann der Geist der Diskriminierung.“ Zwei Wochen später wurde Aidas Ehemann, Edwin Lagarde, auf dem Heimweg erschossen. Die Guardia fand am Tatort zwei Gewehre zuviel, gemessen an der Zahl beteiligter Soldaten. Für sie steht fest: „Das Attentat galt Aída und die zwei überschüssigen Waffen sollten dazu dienen, Edwin und seinen Begleiter als „Falso Positivo“, als im Kampf getötete Guerilleros darzustellen.“ Die Verantwortlichen wurden verhaftet, doch die Gewalt geht weiter. „Sollen sie mich töten! Alle können sie nicht töten, ist es nicht so, Compañeros?“ Aída hebt den Autoritätsstock, die Guardias ihre Bastones, ein Gesang hebt an: „Mientras no se apaga el sol – Solange die Sonne nicht untergeht“, die Hymne der Nasa.

4.7 Regenbogen gegen Hochland-Einheiten

„Wir versuchen friedlich, Widerstand zu leisten, auch wenn uns von allen Seiten die Kugeln um den Kopf fliegen.“ José Eduardo Medina dreht bedächtig seinen langen, schwarzen „Bastón“ in den Händen, um seinen Hals hängt ein Amulett in Regenbogenfarben, er ist Gouverneur des Cabildo Corinto. „Mit der Politik der demokratischen Sicherheit hat sich unsere Situation enorm verschärft“, lieber spricht er von einer „Politik der demokratisch legitimierten Unsicherheit“. Die Guerilla habe sich genauso wie die Paramilitärs neu strukturiert und sei „stärker und brutaler“ geworden als zuvor. „In Europa denkt ihr ja, die FARC sei eine linksgerichtete Revolutionsgruppe, die für die Rechte der Armen kämpft“, er schaut mich prüfend an. „Links, rechts, staatlich, illegal, das ist hier im Cauca egal. Es geht ums Geld, um Drogen- und Waffenschmuggel, um wirtschaftliche Großprojekte, um Macht, um Rache, um Kontrolle. Keiner erkennt unsere Rechte an.“ Er zeigt aus dem Fenster: „Dort oben bei den Radioantennen, siehst du? Dort wurden vor knapp einem halben Jahr neun Soldaten durch die 6. Front der FARC ermordet.“

Seitdem hat der Staat die Region „noch mehr militarisiert, als sie ohnehin schon war.“ Militärbasen und Sondereinheiten in den Hochebenen, dort wo die heiligen Lagunen der Nasa sind. 10.000 neue Soldaten wurden im letzten Jahr in den Norden geschickt. 15.000 waren vorher schon da. Dazu wurde das zivile Informantennetz ausgebaut und das Heer der Bauernsoldaten, der „reserva campesina“, erweitert: Zivilpersonen, die vom Militär in Kampfsituationen einberufen werden können.

Medina blättert in den Statistiken, die sein Cabildo über Menschenrechtsverletzungen führt. „Doch seitdem wurden mehr Zivilpersonen ermordet als vorher!“ 45 in den ersten drei Monaten 2010, vier am ersten Wochenende im März, eine 22-Jährige und ihr drei Monate altes Baby in der Woche davor, hingerichtet von den FARC mit acht Kopfschüssen, zwei Blöcke vom Polizeihauptquartier entfernt. An ihrer Leiche klebte ein Zettel, auf dem „Sapo“ – Kröte (Verräter) stand. „Vielleicht war sie im Informantennetz? Vielleicht weil Geld gezahlt wurde, vielleicht weil sie gezwungen wurde?“ Medina weiß es nicht, er weiß auch nicht, wer „die“ sind, die Informanten kaufen. Er weiß nur, dass hier zwei Menschen umgebracht worden sind, von denen einer nicht einmal sprechen konnte. Und dass „die Namen derjenigen, die anscheinend informieren, danach meistens der Gegenseite zugespielt werden“. Sein Blick fragt stumm: „Um was geht es hier?“ Um Terroristenbekämpfung jedenfalls nicht, das steht für ihn fest. Sonst wären die hochrangigen FARC-Kommandeure, die in den letzten Monaten verhaftet wurden, nicht allesamt mit Hausarrest davonge-

kommen. Abgesehen von den Morden, die nicht nur in Corinto, sondern auch in anderen Cabildos auf das Konto der Militärs und der Polizei gehen. „Dieser Krieg richtet sich gegen die Zivilbevölkerung“, sagt Medina.

4.8 Das „große Haus“

„Das, was sich heute Entwicklung oder Kapitalismus nennt, das folgt einer anderen Logik als unserer Kosmvision als Nasa, daran hat sich in den letzten 500 Jahren nichts geändert“, sagt Marco Yule, ein „Mayor“, The Wala, ein „Weiser“ aus Toribio. Dort wurde vor 30 Jahren das Projekt Nasa gegründet. „Deswegen müssen wir uns erinnern: die Nasa und die Erde sind eins. Die Erde ist unser Yat Wala, unser „großes Haus“, unsere Mutter, Twixe Nxhi. Wir kommen aus ihr, sie gibt uns Leben und unser Leben geht zu ihr zurück.“ Das hört sich logisch an, ein bisschen esoterisch zwar, aber schön. Für mich. Für die Nasa ist es so etwas wie der Kant'sche Imperativ, eine konkrete Handlungsmaxime.

Das Nasa-Projekt hat dabei Pionierarbeit geleistet. So genannte „Planes de Vida“ – „Lebenspläne“ wurden als Alternative zu den „Entwicklungsplänen“ aus Bogotá aufgestellt. Auf den Terror der illegalen Gruppen antworteten sie mit friedlichen Mitteln und Dialogangeboten. Padre Alvaro Ulcué Chocué, der erste und einzige katholische Nasa-Priester in Kolumbien, war damals wichtigster Verfechter dieser Idee. 1984 wurde er in Santander de Quilichao auf offener Straße ermordet. „Unser Widerstand ist nicht nur ein Kampf für unser Territorium, sondern auch eine Verteidigung unserer Identität, unserer Kultur und unserer Art zu leben“, sagte er damals. Und das wiederholt Marco Yule heute auf der großen Asamblea des „Tejido Umwelt und Wirtschaft“ in der Gemeinde La Bodega.

Das Territorium der Nasa, zwischen Anden-Kordillere und Pazifik, ist nicht nur hervorragend geeignet für Drogenanbau und Schmuggelrouten. Es ist auch reich an Wasser, Gold, Mineralien, Sauerstoff. Im Export dieser „natürlichen Rohstoffe“ liege die Zukunft, preist die Regierung in Bogotá und lockt damit multinationale Unternehmen ins Land. Für die Nasa ist schon der Begriff falsch: Rohstoffe. Für sie sind die Bodenschätze Teil des Territoriums, Quelle des Lebens, etwas, das es zu erhalten, nicht auszubeuten gilt.

Die Asamblea findet in einer großen Finca statt, die einmal ein stattliches Gebäude gewesen sein muss. Heute ist sie von Schlingpflanzen eingewachsen, von verwilderten Obstwiesen und alten Eichen umgeben. Die Nasa haben sie in den 1970er Jahren zurückerobert, damals war hier alles Weideland oder stand voller Plantagen. Heute liegt der Swimmingpool

im Garten trocken, die Räume sind leer, Plastikstühle stehen darin, eine Wandtafel, einige Malereien in Nasa Yuwe an den Wänden. Und Stockbetten, für diejenigen, deren Heimatgemeinden mehr als einen Tagesmarsch entfernt liegen.

Viele der Nasa-Mythen sind verloren gegangen in den Jahren, ihre Kultur ist eine des gesprochenen Wortes, der am „Tulpa“ weitergegebenen Geschichten, nichts wurde aufgeschrieben. Nasa wie Marco Yule versuchen, die Geschichte zu rekonstruieren. Doch es ist schwierig, ihm zu folgen, die Logik ist die der Zeit, nicht die des Bildes. Es gibt nicht eine Bedeutung, einen Ursprung. Die Welt der Nasa entsteht aus Träumen und aus Feuer des Abuelo Trueno, des Ältesten der Blitze, dessen Wesen immer im Wandel ist; Teil des Ganzen, nicht männlich, nicht weiblich, sondern Umarmung. So entsteht das Wasser, die Sonne, der Mond, die Erde, die Sterne, die gleichzeitig menschliche Wesen sind, Familie des Abuelo, Natur des Abuelo. „Daher kommen unsere Nachnamen“, fährt Marco Yule fort. „Yu ele“ heißt „gluckerndes Wasser“, Escué kommt von „Ä‘ skoe“, „Wesen der Erde“.

„Doch am Anfang standen sich alle im ersten großen Konflikt gegenüber“, erklärt Marco Yule, „der Mond ließ das Wasser aufbrausen, die Erde verschluckte das Wasser, die Sonne kam und brannte alles nieder.“ Es sind die Weisen, die Abuelos, die The Wala, die die Elemente in Harmonie und Gleichgewicht halten müssen. Der Blitz ist der Donner. Nichts funktioniert ohne Gegenseitigkeit, nichts ohne Respekt, Sensibilität. Ein anderer Mythos erzählt von der Erde als Samen. Nasa Yuwe kennt nur ein Wort für Schale und Haut, Masse und Fleisch, Zelle und Herz. „Daher Madre Tierra, Mutter Erde“, Marco Yule hält seine Mochila, die traditionell von Frauen gewebte Umhängetasche der Indigenen in die Luft. Mochila – in Nasa Yuwe bezeichnet das Wort auch „Gebärmutter.“ Auf die Tasche ist ein treppenartiges Muster gestickt, „der Kreislauf, entstehen und vergehen“.

Ich lege keine Hand dafür ins Feuer, dass das jetzt alles so stimmt. Es gab während Marco Yules Vortrag zu viele Sprünge, zu viele Auchs und Abers in der Erklärung. Damit habe ich bereits versucht, zu kolonialisieren, was geschafft hat, sich der Kolonialisierung zu entziehen, denke ich und finde meine Worte gut gewählt. Wie fixieren, was nicht fassbar und doch so einfach ist – alles hängt zusammen. Und das ist es, ich finde keinen Ansatzpunkt, um zu beurteilen, ich höre zu, ohne einzuordnen, ohne ein Urteil zu fällen. Diese Welt ist fremd. Sie ist spannend, sie gefällt mir, sie öffnet irgendetwas in mir, aber sie ist fremd. „Die Kosmvision ist Teil unserer Identität und Kultur und sie muss die Basis sein, wenn wir mit der Regierung und den Unternehmen in Verhandlungen treten“, schließt Marco Yule, „sonst verlieren wir uns.“

4.9 Das andere Modell

Das nächste Referat ist eine kurze, aber knackige Abrechnung mit dem Kapitalismus in seiner schlimmsten Form, vor allem dem Thema Spekulation, dem Jonglieren mit heißer Luft, die nicht geerdet ist. Und dessen Ordnung, die dem Ley de Origen in so ziemlich allen Punkten widerspricht, daher mit Dekreten und Militär kontrolliert werden muss. Die Diskussion wird konkret: „Kolumbiens wichtigstes Exportgut sind Drogen und Rohstoffe sowie Landtitel, die Reichtum versprechen und zur Spekulation einladen. Und diejenigen, die damit Geld machen, arbeiten Hand in Hand“, beginnt Alfredo Campo. „Wer dabei im Weg steht, das sind wir.“ Koka kauen, Nicken, Fußscharren im Saal.

Die Regierung Uribe argumentiert, dass die indigenen Ethnien in Kolumbien Landtitel über fast ein Drittel des Territoriums besitzen, unterschlägt dabei jedoch, dass fast zwei Drittel dieses Landes im dünn oder gar nicht besiedelten Amazonasraum und Orinoco-Becken liegen. Andere befinden sich in geschützten Zonen wie Naturparks oder in Gebieten, die ebenfalls landwirtschaftlich nicht nutzbar sind. Laut Gesetz 160 von 1994 können die Resguardos erweitert oder umstrukturiert werden, das werde allerdings seit der Regierung Uribe durch „bürokratische Hindernisse“ verhindert. So verfügen vier Millionen kolumbianische Indigene nur über etwas mehr als zwei Millionen Hektar Land. Und die werden besonders in den letzten Jahren erbarmungslos von Bergbau- und Infrastrukturprojekten überrollt, gleichzeitig entstehen so genannte „Zonas Francas“, steuerfreie Industriegebiete, „in denen staatliche Gesetze nicht greifen.“ Alfredo redet, ohne Atem zu holen. Ich hake später bei Professor Peñaranda nach: „Das ist schon richtig gehört: Steuerfreie Zonen sind steuerfreie Zonen.“

„Doch wie hat schon Quintín Lame gesagt?“, ruft Alfredo. „Wir müssen kämpfen mit dem Gesetz in der Hand!“, antworten ihm die Comuneros. Laut Verfassung und Gesetz müssen alle Entscheidungen, die das Land der Indigenen betreffen, vorher von so genannten „Consultas Previas – kollektiven Abstimmungen“ erlaubt werden. Wie diese im Detail auszusehen haben, das steht in der UN-Erklärung über die Rechte der indigenen Völker. Kolumbien allerdings hat sie als einer der wenigen Staaten Lateinamerikas nicht unterzeichnet. Immer aggressiver werde versucht, die „Consulta“ zu umgehen, sagen die Nasa. Das Massaker von Naya, anhaltende Drohungen, die Ermordung von Gemeindeführern, die zunehmende Militarisierung der Zone sei das Eine. Dazu kommt eine Reihe von „Gesetzesreformen“ seit 2005: die neue Bergbauregelung, das Waldgesetz, das Gesetz der Páramos (Hochebenen), auf denen sich fast alle „heiligen Stätten“ der Nasa befinden, beispielsweise die Lagunen, an denen das Reinigungsritual des „Bastó-

nes de Autoridad“ stattfindet. Die Reformen seien im Hinblick auf die Bedingungen der Freihandelsverträge⁶ gemünzt, die die Indigenen kollektiv ablehnen. Danach, so reformierte die Regierung, ist alles, was einen Meter unter oder oberhalb des Bodens liegt, nicht mehr Teil des Territoriums, daher wurden Konzessionen verteilt. Dazu komme die Neustrukturierung der Wasserwege und administrativen Einheiten, die „mit Argumenten des Umweltschutzes oder der besseren Verwaltung dazu dienen, uns von strategisch wichtigen Orten wie Flusstälern zu vertreiben.“ So wollten sie den Nasa „die Wälder, das Wasser, das Gold, ja sogar die Luft rauben.“ Was das für die Ordnung der Dinge bedeutet, kann man sich ausmalen.

4.10 „Tinterillo“ – „der dem Anderen die Macht raubt“

Neis Oliverio Lame nickt in Richtung eines Gipfels am diesigen Morgenhimmel. „Da ist zum Beispiel der Fall des Berges Teta Catalina.“ Der Berg ist für die Nasa ein „heiliger Ort“, doch für die Regierung ist „heilig“ natürlich keine Kategorie. Weniger noch, da im Teta Catalina immense Goldvorkommen vermutet werden. „Seit Jahren versuchen multinationale Firmen, uns dazu zu bringen, dass wir sie dort schürfen lassen“, erklärt Neis, „doch wir und die Afrogemeinden der Region wissen, was das bedeutet: Vertreibung und Zerstörung.“ Im Jahr 2000 und 2001 ermordeten paramilitärische Verbände mindestens 120 Menschen in der Umgebung der Gemeinden Naya und Buenos Aires, vierteilten sie mit Kettensägen. Die Sicherheitskräfte, die sofort informiert wurden, sagten: „Wir haben davon gehört, aber keinen Befehl erhalten, einzugreifen.“ Fast 6.000 Menschen wurden vertrieben – Afros, Indígenas, Mestizen. „Naya ist Gold und Wasser“, sagt Neis.

Das Massaker von Naya hat international Aufmerksamkeit erregt, danach wurde es ruhiger, viele kehrten zurück. Seit 2005 ist der südafrikanische Minenkonzern AngloGoldAshanti auf der Bühne aufgetaucht, zweitgrößtes Goldförderunternehmen weltweit. „Sie kamen mit einer Riesenmannschaft, Psychologen, Rechtsberater, für die Kinder gab es Süßigkeiten...“, Neis lacht. „Sie erzählten von den Vorteilen für uns, aber wir wissen, woher der Wind weht.“ Bisher sei es noch in keiner Region Kolumbiens, in der große Bergbauprojekte begonnen wurden, zu Verbesserungen für die Bevölkerung gekommen. Und AngloGold, das wisse man ja, brauche man in dieser Hinsicht schon gar nicht zu trauen. Human Rights Watch hat 2005

⁶ Das Freihandelsabkommen zwischen Kolumbien und der EU wurde im Mai 2010 abgeschlossen, die Ratifizierung eines entsprechenden Abkommens mit den USA wurde wegen der „besorgniserregenden Menschenrechtslage“ aufgeschoben.

einen Bericht über den Krieg um Gold im Kongo herausgegeben (The Curse of Gold). Da steht zu lesen, wie bewaffnete Gruppierungen, die um die Kontrolle der Goldminen und Handelswege kämpfen, Dutzende Kriegs- und Menschenrechtsverbrechen begangen haben. „Die AngloGoldAshanti, die zum Anglo American Bergbauimperium gehört, hat mit den Illegalen zusammengearbeitet. Die Nationalist and Integrationist Front (FNI) half der Anglo, die goldreichen Bergbauggebiete zu erschließen“, sagt Neis.

Das Unternehmen kam wieder, unter anderem Namen. Die Indigenen und Afros besetzten tagelang alle Zugänge zum Berg, organisierten Mingas, schickten Newsletter heraus. Dann fing die Anrufe an, Bestechungsangebote... „Die Taktik ist, uns zu spalten, mit jeder Gemeinde, jedem Oberhaupt einzeln zu sprechen und ihnen vorzulügen, eine andere Gemeinde hätte schon zugestimmt.“ Neis redet und redet, haut mir Gesetzesparagraphen um die Ohren. Der kleine, etwas rundliche Nasa in Gummistiefeln, Mochila um den Hals und UNICEF-T-Shirt an, hat nicht mehr als fünf Jahre die Schule besucht, sich aber in den letzten Jahren zum Rechtsexperten entwickelt. Ein „Tinterillo“, wie man schon Quíntin Lame nannte. Einer, der den anderen mit seinen eigenen Mitteln schlägt, mit dem geschriebenen Wort, den Gesetzen. Die Verfassung kann er auswendig, Bergbau- und Landwirtschaftsgesetze liest er wie andere einen Kriminalroman, jede Reform druckt er sich sofort aus dem Internet aus, studiert, analysiert sie und erklärt sie den Mitgliedern der Gemeinde. Die arbeiten im Fall AngloGold zwar mit dem Anwaltskollektiv „José Alvear Restrepo“ zusammen, aber was ist das schon gegen das Justizariat und „die Verbindungen eines multinationalen Unternehmens“? Man muss gewappnet sein, sagt Neis.

Das Problem ist, dass in den Gemeinden mittlerweile ein Konflikt ausgebrochen ist: Zum Schutz der Zone haben einige selbst Bergbaulizenzen erworben, fast 500.000 Peso kostet das im Jahr, für kaum eine Gemeinde ist das ohne Verschuldung zu stemmen. „Einige Gemeinden, die traditionell kleine Minenprojekte unterhalten, überlegen nun eben schon, auf die Angebote der AngloGold einzugehen“, sagt Neis. Die Bergung ist schließlich kompliziert, das Gold liegt verstreut im Berg, nur moderne Maschinen kommen da ran. „Doch diese Gemeinden sind sich nicht bewusst, was das bedeutet: es müsste nämlich eine Freiluftbergung vorgenommen werden!“ Sprich, die Berge müssten von oben abgetragen, das Gold aus den Steinen mit einer chemischen Lösung isoliert werden, erklärt er. Doch Lizenzen zu erwerben, ohne zu schürfen, allein mit dem Ziel, die Umwelt zu bewahren, sei illegal. „Wer trotz Lizenz fünf Jahre nicht schürft, verliert die Lizenz“, sagen die neuen Gesetze. Die ACIN hat einige Zonen nun als „indigenen Minendistrikt“ eintragen lassen, kämpft aber nach wie vor dafür, „die Regeln und Gesetze hierfür selbst bestimmen zu dürfen.“ Zwar sind die Nasa

per Verfassung „Territorialautorität“, doch das muss in die Praxis umgesetzt werden. Deswegen die vielen Asambleas, Fortbildungen, Informationsveranstaltungen – „Wir müssen uns abstimmen. Wenn wir uns spalten lassen, haben wir schon verloren“, sagt Neis.

4.11 Den Autoritätsstock umklammern

Goinder drückt mir seinen „Bastón“ in die Hand. „Kannst du den bitte halten?“ Er selbst muss das Motorrad steuern, mit dem wir in die Berge, nach Media Naranja fahren, einer der vielen kleinen Gemeinden im Resguardo Corinto. Plötzlich rüttelt eine sehr besorgt blickende Frau am Lenker, seine Tante. „Gestern haben sie überall per Lautsprecher angekündigt, dass eine Holländerin“, sie nickt zu mir, „zu Besuch kommen wird. Seid bitte, bitte sehr vorsichtig!“ Die Guardias sind oben, Tante, sagt Goinder. Ich aber wäre am liebsten wieder abgestiegen, hätte er nicht schon Gas gegeben. Wir rasen los, durch Zuckerrohrfelder, Richtung Berge, vorbei an sieben Soldaten, wieder mitten rein ins Herrschaftsgebiet der 6. Front der FARC-Guerilla. Ich umklammere den Autoritätsstock, beobachte Goinder durch den Rückspiegel. Seine Lieblingsfarbe ist dunkelblau, seine Züge sanft und glatt. 21 Jahre ist er alt, sechs Tage vor seinem letzten Geburtstag wurde seine Mutter ermordet, Täter unbekannt. Wahrscheinlich auch deswegen ist Goinder seit seinem letzten Geburtstag „Alcalde Mayor“, stellvertretender Bürgermeister des Cabildos Corinto, rechte Hand des Gouverneurs und Verantwortlicher für das „Movimiento Juvenil“ der ACIN. Seine Mutter hat ihn damals, als drei Freunde von ihm „in die Berge“ zur Guerilla gegangen sind, zurückgehalten. „Sie sagte damals, das Leben hat viele verschiedene Seiten, lerne sie kennen und entscheide dann!“ Er hat sich gegen den „Krieg, der nicht der unsere ist“ entschieden, setzt sich gemeinsam mit der ACIN für die Einrichtung des „Regreso a casa“-Programms ein, eines nach eigenen Kriterien ausgearbeiteten Demobilisierungsprogramms für von Militär und Illegalen rekrutierten Jugendlichen. Und er hat die Fortbildung von heute organisiert. Sie findet unter einem Wellblechdach neben einem Traktor und drei gackernden Hühnern statt. Hinten stehen Zelte, die meisten der Anwesenden wohnen ein paar Stunden Fußmarsch entfernt. Und nachts durch die Wälder zu wandern ist wie gesagt keine gute Idee.

Zunächst wird noch mal die Geschichte des Widerstands erklärt, dann die Organisation ACIN und schließlich kommt Dozent Alfredo auf das Thema Koka zu sprechen, erzählt, was bisher an wirtschaftlichen Alternativen erreicht wurde. In den letzten Jahren ist die Struktur der Gemeinschaftsläden erweitert und gestärkt sowie ein kleines Holzunternehmen eingerichtet

worden. Es werden TransFair-Kaffeebohnen in die USA und nach Frankreich exportiert. Geplant ist, eine eigene Rösterei einzurichten, um die Gesamtkette von Produktion bis Vermarktung selbst zu leiten. Das funktioniert schon bei der eigenen Fischerei in Toribío, die Forellen an Carrefour und lokale Märkte verkauft. Arbeitsgruppen werden gebildet: Wie baut man eine Kooperative auf, wie organisiert man die Mitarbeiter, wie stellt man Anträge auf Fördermittel? „Die Mittel sind immer knapp, aber wir müssen stärken, was wir haben. Zum Beispiel unsere eigenen Produktionsketten“, sagt Alfredo. „Wenn einer in der Gemeinde ein Schwein schlachtet, warum kaufen wir dann im Supermarkt in der Stadt?“ Fabio meldet sich: „Meine Mutter sagt, man darf nicht mehr schlachten, wegen der Hygiene!“ Tatsächlich verbietet die neue Hygieneordnung von 2005 Hausschlachtungen genauso wie den Verkauf von Panela, gehärtetem Zuckerrohrsaft aus „ungeprüftem“ Eigenanbau. Die ACIN ist dran, die Klage dagegen eingereicht. Alfredo sieht zu mir herüber, seine Augen fragen: „Verstehst du langsam, was ich mit ‚Steine in den Weg legen‘ meine?“

Das Problem kommt nicht nur von außen. „Die Nasa trifft dasselbe Schicksal wie alle sozialen Bewegungen“, erinnere ich Ricardo Peñaranda aus Bogotá. „In Zeiten des Kampfes, des Widerstandes gegen einen klar definierten Feind von außen, ist alles klar.“ Doch wenn die ersten Erfolge erstmal gefestigt seien, dann komme es zu innerlichen Auseinandersetzungen. Und genau hier setzen die Gegner an: Die Nasa leben ein einfaches Leben, sie sind Bauern ohne große Ansprüche, außer sie brauchen Land! „Die Bevölkerung wächst, das Land nicht“, erklärt Peñaranda. „Wenn es die Nasa nicht schaffen, neue Wirtschaftsformen, technologischen Fortschritt in ihre Gemeinschaft zu integrieren – immer innerhalb ihrer Kosmovision – dann geraten sie irgendwann an ihre Grenzen.“ Denn wenn traditionelle Lebensweisen an ihre Grenzen geraten, wird das Angebot der Drogenmafia, der bewaffneten Gruppen attraktiver: schnelles Geld, modernes Leben. „Die Jugend verfällt den modernen Werten, das müssen wir verhindern“, sagt mir Don Silvio, oberster Menschenrechtsbeauftragter der ACIN. Ich finde das autoritär, ein Bierchen hier und da, ab und zu tanzen gehen, hat noch niemandem geschadet. Doch für die Nasa ist es ein Problem. Deswegen die Fortbildungen, deswegen die strikte hierarchische Organisation. Es wird versucht, sie zu spalten. Parallel-Organisationen sind aufgetaucht, auch hier, unmoralische Angebote, von rechts, von links. „Sowohl der Guerilla als auch der Armee und den lokalen Eliten sind die Indígenas ein Dorn im Auge“, Peñaranda lacht, „da sind sie sich wirklich extrem einig!“ Jeder versuche, wichtige Führungspersonen abzuwerben und für den eigenen Kampf zu gewinnen. „Klar, fast jeden Tag haben wir einen von denen hier oben im Dorf – aber mittlerweile lassen sie uns in Ruhe“, sagt Alejandro, einer der

Seminarteilnehmer. Heute war keiner da. Alejandro drückt mir einen Zettel in die Hand. „Später lesen!“, er schaut mich verschwörerisch an. Ich lese ihn im Hotel. „Danke, dass du gekommen bist und dich für uns interessierst“, steht darauf. „Du bist ein guter Mensch, möge Gott deine Wege schützen, ich weiß, er hat großes Glück für dich vorgesehen!“ Hmm, denke ich. Und dann fällt mir wieder die Warnung von Goinders Mutter ein: „Seid vorsichtig! Sie haben ausgerufen, dass eine Holländerin kommt...“ Das hatte ich während des Nachmittags komplett vergessen. Unsicher habe ich mich nie gefühlt. „Verdammt, Anne!“, sagt Eduardo, den ich seit Wochen mal wieder anrufe. „Gott sei Dank haben die gut auf dich aufgepasst.“

4.12 Unsere Zeit, unsere Schule

„Muchachos, wie ihr wisst, ist heute ein besonderer Tag in unserem Kalender!“ Vierzig große Kinderaugenpaare starren auf Neis, vor der Schule in Delicias. Ein achteckiger Bambus-Pavillon, ohne Mauern, mit freier Sicht auf die majestätisch grünen Gipfel und Täler der Westkordilleren. „Der 4. März ist der Tag, an dem unser Gouverneur Samuel Fernandez ermordet wurde, dem wir in unserer Gemeinde sehr viel zu verdanken haben, zum Beispiel unsere Schule!“ Dann ruft der kleine, etwas runde Nasa, drei Mal „Samuel Fernandez“ in die Runde. Ein hellstimmiger Chor antwortet: „Presente, presente, presente. Viva Samuel Fernandez!“

Elf Klassenstufen gibt es, vierzehn Lehrer, einer von ihnen Neis, der selbst weiß, wie es war, bevor es so war: „Ich musste in eine staatliche Schule, dort wurden wir als Dreckschweine und Barbaren bezeichnet, wer ein Wort Nasa Yuwe sprach, musste mit drei Ziegelsteinen in jeder Hand stundenlang auf getrockneten Maiskörnern knien“. Die Narben sind noch heute zu sehen. Mit den eigenen Schulen soll vor allem die lange Zeit „geächtete und unterdrückte“ Identität als Nasa gestärkt werden. „Einheit des Territoriums“, „Gemeinschaftsarbeit“, „Chemie und Biologie“, „Nasa Yuwe“, Ethik und Menschenrechte“ oder „Mathematik, Umwelt und Produktion“ stehen auf dem Unterrichtsplan. Die Methodik wird selbst erarbeitet: „Mathematik lehren wir nicht trocken an der Tafel“, erklärt Neis Frau Marleni, auch Dozentin „sondern sie wird immer in Zusammenhang mit der Natur oder dem Körper gebracht“. Gezählt wird mit Fischen, gemessen mit ausgestreckten Armen. Die Lehrer werden teils vom Staat, teils von den Cabildos angestellt, doch hier kommt es immer wieder zu Kürzungen, vier Lehrstellen stehen derzeit auf der Kippe. Wie die von Soler, die heute Ethikunterricht gibt: „Die Geschichte vom Sultan“, beginnt Manuel eine Fabel vorzulesen, bei der es um Ehrlichkeit geht, darum, sich

nicht vom Geld verführen zu lassen und niemanden wegen seines Äußeren zu diskriminieren.

Danach tanzen die Kinder die Geschichte, das Ganze endet in großem Gelächter, weil Manuel seine Hüften schneller bewegen kann als Soler, die Lehrerin, eine Afrokolumbianerin. In Delicias arbeiten Afros, Mestizen, Indígenas zusammen. „Wir kämpfen alle denselben Kampf, damit unser Recht eingehalten wird“.

Nach Bananen, Reis, Bohnen zum Mittagessen stapfen wir alle talabwärts, stoppen auf einer kleinen Anhöhe: Auch dort eine Schule, ein Tul, ein kleines Wasserbecken mit Fischen: „Das ist unsere Asamblea Permanente“, erklärt Neis. Bedeutet: der Ort ist für den Notfall ausgerüstet. Wenn die Gefechte in der Umgebung zunehmen, evakuiert die Guardia Indígena, die ganze Gemeinde flüchtet hierher, wo sie zur Not wochenlang ausharren kann. Sie lässt sich aber nicht mehr grundsätzlich vom Territorium vertreiben. „Das wäre unser Tod, wir sehen ja was mit den Vertriebenen passiert: die einen stranden in den Städten, wo sie nichts haben, den anderen bietet die Regierung großzügig an, in Palmenplantagen oder auf Zuckerrohrfeldern zu arbeiten.“ Internationale Hilfsorganisationen und Region sind über die permanenten Asamblea-Orte informiert, in der nächsten Woche wird eine Gruppe der Diakonie Katastrophenhilfe die Ausstattung und die Evakuierungspläne der Gemeinden nach Lücken und Praxistauglichkeit überprüfen. „Wir vermuten, dass sich die Situation in diesem Jahr zuspitzen wird,“ sagt Neis wie nebenbei, prüft kurz, ob die Wasserpumpe funktioniert.

Sein Handy klingelt: „Alles okay!“, sagt er. Kontrollanruf der Gemeinde, aus Sicherheit, seit einiger Zeit erhält er anonyme Drohungen. Natürlich mache er sich Sorgen, aber, er wackelt mit dem Kopf, schließt die Augen und blickt auf die Bergketten am Horizont. Einschüchtern lassen wird er sich nicht. „Ich vertraue auf den Rat der Ältesten, solange wir in Harmonie mit den Geistern der Natur und mit der Gemeinschaft leben, gehen wir den richtigen Weg“. Wir sind am Fluss angekommen, wo uns eine grölende Schulklasse erwartet. Aus Anlass des Kalendertages gibt es ein Ritual. José Heli, der Mayor in traditioneller Medizin, mischt jede Menge Pflanzen und Pulver in zwei Wassereimern zusammen. Was wie eine Kräuterduche aussieht, soll negative Energie abwaschen und neue Kraft geben. José Heli sprengt Chirrincho, selbst gebrannten Zuckerschnaps ins Wasser, Richtung Quelle, Richtung Sonne, Richtung Meer. „Trotz der vielen Toten kreisen unsere Gedanken um das Leben“, sagt Neis, „nachdem wir in 500 Jahren fast alles verloren haben, fangen wir jetzt wieder ganz vorne an.“ Das mache die Nasa reicher, als wären sie weiter dem gefolgt, was ihnen als Fortschritt verkauft wurde. „Du hast vielleicht vom Bicentenario gehört, er macht eine ausladende Armbewegung, das 200-jährige Jubiläum der Unabhängigkeit

Kolumbiens? Das sei absolut kein Tag des Festes für die Nasa. Im Gegenteil.“ Am 21. Juni, dem Nationalfeiertag, werden die Nasa wieder eine Minga, einen Protestmarsch organisieren, gegen den Freihandelsvertrag, für die Unterzeichnung der UN-Erklärung über die Rechte der indigenen Völker, gegen Megaprojekte, für eine andere Art, zu denken. Auf der Panamericana, der Verbindungsstraße zwischen Kolumbien und Feuerland.

5. Unschärfe

Nach Frieden und Gerechtigkeit in Kolumbien zu suchen, so ein Thema konnte auch nur jemandem einfallen, der in einer Redaktion in Europa am Schreibtisch sitzt, denke ich beim Kofferpacken und muss lachen, weil ich die letzten Worte von Ricardo Peñaranda noch im Ohr habe. Wir haben hier so einen Running Gag, sagte der zum Abschied. Es gebe diejenigen Journalisten, die für ein, zwei Wochen nach Kolumbien kommen: Die haben die Dinge völlig durchschaut, denken sie, und schreiben ein Buch. Dann gebe es diejenigen, die für einen Monat oder mehr im Land seien: Die sind schon skeptischer und schreiben lieber nur einen Artikel. Und schließlich die, die länger als zwei Monate bleiben: Die bleiben meist auf ewig, verstehen immer weniger und schreiben gar nichts.

Ein Buch, ein Artikel oder gar nichts ich weiß nicht genau, wie ich nennen soll, was herausgekommen ist. Dass ich das Gefühl habe, mit jedem Tag weniger zu verstehen, das jedenfalls stimmt. Eduardo grinst und bestellt zwei Bier. Auf dass du bald wieder kommst!

6. Dank

Es sind viel zu viele, denen ich Danke sagen möchte: Der Heinz-Kühn-Stiftung zuallererst, Ute Maria Kilian ganz besonders. Meiner Redaktion, dass sie mich freigestellt hat, dem Kusterdinger Bibliothekar, der das besagte Buch ins Repertoire aufgenommen hat und allen in Kolumbien, die sich so viel Zeit und Geduld genommen haben, ob wir am Ende einig waren oder nicht. Und Nico.